

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortman.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Prinz Lamoral von Waldburg, von dem General mit jener höchsten Auszeichnung empfangen, auf welche seine hohe Geburt ihm ein Anrecht gab, hatte sogleich mit weidmännischem Scharfblick Gillys dunkelrotes Titusköpfchen in einer dichten, fröhlichen Gruppe erpäht. Rasch ging er auf sie zu und machte ihr eine Verbeugung, wie er sie cherbietiger nicht für eine Prinzessin des Königshauses gehabt haben würde. Marie, welche in der Nähe stand, blickte in hochgradiger Spannung und mit einigem Bangen auf Gilly, deren Unberechenbarkeit und gelegentliche Rücksichtslosigkeit sie gut genug kannte. Aber die Tochter des Generals schien das Geheimniß, welches sie der Freundin zur Pflicht gemacht hatte, auch vor dem Urheber des Unfalls vom heutigen Vormittag wahren zu wollen. Sie hätte seine Begrüßung sonst schwerlich mit einem so ruhigen Lächeln erwidern und ihm so bereitwillig die Tanzkarte überlassen können, um die er nach einer etwas süßlichen und gedrechselten Schmeichelei gebeten hatte.

„Ah, Sie sind nicht sonderlich bescheiden gewesen,“ sagte sie nur, indem sie einen Blick auf das zierliche Elfenbeintäfelchen warf, das er ihr zurückreichte. „Eins — zwei — drei — vier Tänze — und den Tischwalzer obendrein! Hielten Sie sich meiner Zustimmung so gewiß?“

„Ich fürchte in der That nicht, daß Sie mich durch einen Refus unglücklich machen werden, Baroness! Mein Kutscher

hatte sich verspätet; aber ich habe meine Pferde fast zu Tode jagen lassen, um zu verhindern, daß mir hier vor dem Throne der Annuth ein Glücklichere zuvorkäme.“

„Ein solcher Opferrath darf allerdings nicht ohne die gebührende Belohnung bleiben! Bis nachher also!“

Sie nickte ihm zu, während sie ihre Hand auf den Arm eines Majors vom Großen Generalstabe legte, welchem sie den ersten Tanz bewilligt hatte.

„Sie muß in der That mehr als eine oberflächliche Theilnahme für ihn empfinden,“ dachte Marie, „wenn sie ihn den Schreden vom heutigen Morgen so wenig entgelten läßt.“

Eine leichte Regung des Bedauerns beschlich sie bei dieser Erkenntniß, denn die Persönlichkeit des verlebten und geistig beschränkten Prinzen sprach sie sehr wenig an. Aber sie war jetzt doch nicht in der Stimmung, sich lange mit den Herzensangelegenheiten ihrer Nase zu beschäftigen. Schon spielte man drinnen in dem großen Festsaal Webers „Aufforderung zum Tanz“, und sie hatte auf ihrer Karte bisher nur einen einzigen unfehlbaren Namen für einen der späteren Tänze. Es hatte ihr wenig Kummer gemacht, daß man sie minder lebhaft umwarb als die Mehrzahl der übrigen jungen Damen. Sie war ja sicher, daß sie einen Tänzer finden würde, der ihr lieber war als alle anderen Kavaliere. Nun aber war es an der Zeit, daß er sich einstellte; denn die Nebenkäume



Auskuß.

Nach einem Gemälde von Theo Krust.

entleerten sich rasch, und nach wenig Minuten, wenn der Tanz begonnen hatte, würde sie hier ganz allein und verlassen sein.

Da wurde der Vorhang vor der Thüröffnung mit einer ungeheuren Handbewegung zurückgeschlagen, wie sie Engelbert eigenthümlich war. Er blieb auf der Schwelle stehen und schaute suchend umher. Sein Gesicht war etwas erbleicht, aber seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

„Ah, da bist Du ja!“ sagte er freudig, als er Marie auf dem Rundssofa unter dem hohen Pflanzenaufbau erpäht hatte. „Ich hatte kaum noch Hoffnung, Dich erwischen zu können, darf ich um Deine Tanzkarte bitten?“

Er sprach ganz so unbefangenen und vertraulich wie sonst. Marie athmete in glücklicher Erleichterung auf; denn schon hatte sie angefangen zu fürchten, daß er ihre Zurückweisung von vornhin durch schmollendes Sichernhalten strafen würde.

In fliegender Hast hatte Engelbert ein paar Bleistiftstriche auf das Täfelchen geworfen.

„Es ist ein Unglück, daß ein Theil der Pflichten des Wirthes auch auf meine Schultern fällt,“ sagte er, indem er es ihr zurückgab; „wenn ich Herr über mich wäre, hätte ich Dich für den ganzen Abend keinem anderen gegönnt.“

Dabei wandte er den Kopf schon wieder nach der Thür, als fürchtete er, irgend jemand könnte ihn vermissen und sein Fernbleiben übel vermerken. Und es entging ihm in Folge dieser Bewegung, daß Marie für einen Augenblick die Lippen schmerzlich zusammenpreßte und daß ihre Finger die zierlichen Stäbe des Fächers umklammerten, als ob sie ihn zerdrücken wollten.

Nur für eine Polka-Mazurka hatte sich Engelbert eingeschrieben, für die vorletzte Nummer der ganzen Tanzordnung!

„Wahrhaftig, da geht der Kummel schon los!“ meinte er aufhorchend und allem Anschein nach in Mariens Schweigen gar nichts Auffälliges findend. „Ich habe die kleine Hainried engagiert, und wenn der Alte Anwartschaft auf das Portefeuille des Kriegsministers hat, darf man die Tochter natürlich nicht warten lassen.“

Als er ihre Karte in der Hand hielt, mußte er gesehen haben, daß sich bei ihr noch niemand um den ersten Tanz beworben hatte, und er mußte auch wissen, daß sie dadurch in eine peinliche Verlegenheit gerieth. Aber es fiel ihm nicht ein, sich darum im mindesten zu kümmern. Ohne ein weiteres Wort eilte er wieder hinaus, und zwei Minuten später klang seine fröhliche volltönende Stimme an Mariens Ohr, als er mit der Gräfin Hainried, einer üppigen und sehr koketten Dame, an der offenen Thür vorüberging.

Von einer Empfindung tiefster Bitterkeit erfüllt, hatte Marie die über dem Fächer gefalteten Hände in den Schoß sinken lassen. All ihre Herzensheiterkeit und die selige, erwartungsvolle Stimmung, die noch soeben ihre weichen Wangen hatte erglänzen lassen, waren unwiederbringlich dahin. Nicht Eifersucht war es, was sich in ihrem Innern regte und ihr die Thränen heiß in die Augen drängte, sondern ein Gefühl herber Enttäuschung und Ernüchterung, wie es nach Augenblicken froher Erregung und hochgemuthen Zuversicht sich mit doppelter Grausamkeit in die Seele bohrt.

„Wie? Du bist noch hier, Marie?“ tönte es da plötzlich an ihrer Seite. „Willst Du mir gestatten, Dich in den Saal zu führen, und willst Du es mit einem Tänzer von sehr zweifelhafter Geschicklichkeit versuchen?“

Ihr Vetter Lothar war es, der im schlichten schwarzen Ballanzuge und nicht sorgfältiger frisiert als an jedem anderen Tage vor ihr stand. Sein erster Blick war so forschend und zugleich theilnahmenvoll auf sie gerichtet, daß sie im Augenblick des ersten Ueberwältigungs die Empfindung hatte, er müßte bis auf den Grund ihrer Seele geschaut und ihre geheimsten Gedanken gelesen haben.

Mit den Fingerspitzen haftig über Stirn und Augen streichend, als gelte es, die Spuren wirklicher Thränen zu verwischen, richtete sie sich auf.

„Ich — ich wünschte eine kurze Zeit allein zu bleiben,“ sagte sie mit einer Unwahrhaftigkeit, welche sie trotz der Geringsfügigkeit schwere Ueberwindung kostete, „denn ich befand mich nicht ganz wohl.“

„Du siehst wirklich angegriffen aus. Darf ich Dir ein Glas Wein oder ein anderes Belebungsmittel besorgen?“

Je tiefer Marie den Gegensatz zwischen seiner herzlichen Theilnahme und der selbstsüchtigen Gleichgültigkeit Engelberts empfand, desto übermächtiger quoll die schmerzliche Bitterkeit in ihrem Innern auf.

„Nein!“ erwiderte sie mit einer Schroffheit, die nicht beab-

sichtigt, sondern nur ein natürlicher Ausfluß ihrer Stimmung war. „Es war ganz unbedeutend und ist schon wieder vollständig vorüber. Ich werde Dir dankbar sein, wenn Du die Güte hast, mich in den Festsaal zu führen. Weitere Opfer aber muthe ich Dir nicht zu; denn ich werde heute überhaupt nicht tanzen.“

Lothar reichte ihr seinen Arm und that, wie sie begehrte. Aber der sorgende Blick, der noch immer auf ihrem blassen Antlitz ruhte, verrieth, daß er an die vorgebliche Beseitigung ihres Unwohlseins nicht recht zu glauben vermochte.

Der Major vom Großen Generalstab, in dessen Arm sich Cilly dem Wirbel des Tanzes überlassen hatte, war mit seinen vierundvierzig Jahren nicht mehr so ausdauernd und elastisch, daß die junge Dame nicht bald ein menschliches Rühren gefühlt und ihm, indem sie selber Athemlosigkeit erheuchelte, seine Freiheit wiedergegeben hätte. Er führte sie zu einer der kleinen Ruhebänke, die an den Wänden entlang standen, und er machte ein etwas verwundertes Gesicht, als nach einer Pause von weniger als einer Minute das Töchterchen des Generals schon wieder Athem genug hatte, um mit einem blutjungen, unbärtigen Sekondlieutenant, dem die Fährlichstage noch sehr frisch in der Erinnerung sein mußten, davon zu fliegen.

Der jugendliche Krieger hatte augenscheinlich bis dahin wenig Gelegenheit gehabt, sich in der schwierigen Kunst des Berbergens seiner geheimsten Gedanken zu üben; denn noch ehe er in dem verzweifelsten Bemühen, eine nicht gar zu alltägliche Unterhaltung anzuknüpfen, mehr als zwanzig Worte über die neuesten Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika hervorgefrottet hatte, wußte Cilly mit unumstößlicher Gewißheit, daß er bis über die Ohren in ihre glänzenden Augen und in ihre rothen Lippen verliebt sei. Und während sie sich sonst über die stumme Anbetung solcher halbweisen und unbeholfenen Helden unbarmherzig lustig zu machen pflegte, gefiel sie sich diesmal darin, dem armen Menschen durch allerlei kleine Koketterien vollends in lichterloh aufschlagende Flammen zu setzen. Als sie, vom Tanze sich erholend, durch den Saal schritten, hatte er zu seinem eigenen Erstaunen bereits die beispiellose Kühnheit, ihren Arm ganz leise an sich zu drücken, und mitten in dem ernsthaftesten Gespräch über den Negeraufstand und den Sultan von Sansibar sagte er plötzlich mit einem gar nicht mehr mißzuverstehenden Senfzer:

„Auch ich hatte mich für die Schutztruppe des Reiches nach Ostafrika gemeldet, denn diesen unendlichen, thatenlosen Frieden hier in Europa vermag kein rechter Soldat zu ertragen. Aber man hatte bereits alle Stellen besetzt, als mein Gesuch eintraf. Ich war zu spät gekommen! Zu spät — das ist von jeher das Unglück meines Lebens gewesen! Es ist, als ob in dieser Beziehung ein unerbittliches Verhängniß über mir waltete. Möchte ich doch fast darauf schwören, daß auch gnädiges Fräulein bereits über den ersten Walzer verfügt haben!“

Ob es in Anerkennung dieses wahrhaft geistreichen Gedanken-sprunges aus dem äquatorialen Afrika in den Festsaal des Generals von Brendendorf, oder ob es aus irgend einer andern, geheimnißvollen Ursache geschah — genug, Cilly strahlte den welt-schmerzlich angehauchten Jüngling mit einem verwirrenden Blick ihrer dunkeln Gluthaugen an und erwiderte aufmunternd:

„Vorläufige Verfügungen lassen sich rückgängig machen. Einen thatenlustigen Mann sollten solche Hindernisse nicht schrecken.“

Der Lieutenant sah etwas betroffen aus. Vielleicht dämmerte ihm trotz eines nicht zu gering bemessenen Selbstbewußtseins eine dunkle Ahnung auf, daß sie sich möglicherweise über ihn lustig machen könnte.

„Wenn ich gnädiges Fräulein recht verstehe —“ stammelte er... „es würde mich natürlich unaussprechlich glücklich machen —“

„Nun wohl!“ sagte sie, ihm die Tanzkarte entgegen haltend.

„Jeder ist der Herr seines Schicksals!“

Er hatte den Bleistift in der Hand, aber er las den Namen des Prinzen Lamoral an der Stelle, die er vermessen genug für sich selbst begehrte, und die Verlegenheit machte ihn erröthen wie ein junges Mädchen.

„Ach — gnädiges Fräulein beschämen mich durch so viel Güte — aber ich weiß nicht — es ist vielleicht nicht schicklich — so ohne die Erlaubniß eines Kameraden —“

„Ach, wie ängstlich Sie sind!“ lachte Cilly. „Und Sie wollten gegen Sklavenjäger und Menschenfresser kämpfen! — Da — nun brauchen Sie niemand mehr um Erlaubniß zu fragen!“ Sie hatte einen so dicken Strich über den Namen des Prinzen

gemacht, daß die Spitze des Bleistifts abgebrochen war und daß der Lieutenant sich seines eigenen bedienen mußte, als er jetzt mit etwas unsicherer Hand sein „von der Hade“ darunter schrieb.

Nun aber schien Gilly plötzlich die Lust an seinem kriegerischen Gespönde vergangen zu sein. Sie gab ihm kaum noch eine Antwort und benutzte die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen.

„Die Erkenntniß, daß sie mir zu weit entgegengekommen ist, hat sie verschüchtert,“ dachte der Lieutenant, und sein jugendlich unerfahrenes Herz klopfte höher im stolzen Bewußtsein des ersten, leicht errungenen Triumphes.

Die Tochter des Generals aber hatte ihn sicherlich schon ganz und gar vergessen, während sie einer lustigen Geschichte des ebenso sehr um seiner witzigen Einfälle als um seiner chirurgischen Geschicklichkeit willen berühmten Generalarztes von Herger lauschte. Eben sollte die Pointe der Anekdote kommen, als die Stimme des Prinzen Lamoral neben Gilly laut wurde, der sich bei ihr um die Gewährung einer Extratour bewarb.

„Der Tanz wird ja gleich zu Ende sein, Durchlaucht,“ erwiderte sie, „und man darf im Anfang nicht allzu verschwenderisch umgehen mit seinen Kräften. Lassen Sie uns ein wenig plaudern, ohne zu tanzen!“

Obwohl der Prinz sich auf letzteres entschieden viel besser verstand als auf das erstere, stellte er sich doch ganz entzückt über ihren Vorschlag. Sie umwandelten Arm in Arm den Saal, und Gilly deutete dann auf ein Sofa, in dessen unmittelbarer Nähe sich eben niemand befand.

„Setzen wir uns, Durchlaucht! Mir fällt da eben ein, was Sie vorhin von Ihrem Kutsher sagten. Warum in aller Welt jagen Sie einen so unbrauchbaren Menschen nicht davon?“

„Unbrauchbar? — Ganz im Gegentheil, meine Gnädigste — Sie müssen mich gänzlich mißverstanden haben — er ist einer der schneidigsten Kerls, die jemals auf einem Bock gesehen haben. Wenn es sein muß, fährt er wie der Teufel!“

„Ja — wie der Teufel! Etwas Aehnliches habe ich allerdings auch von anderer Seite gehört. Man erzählte mir, daß er heute unter den Linden abichtlich eine Droschke zu Schanden gefahren habe.“

Der Prinz lächelte geschmeichelt und liebte seinen langen Schnurbart.

„Merkwürdig, wie schnell alles herumkommt in diesem kleinen Berlin! Kann allerdings nicht leugnen, verehrte Baronesse, daß man Ihnen die Wahrheit erzählt hat; aber mein Zwan war in diesem Falle unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Ich mußte nach Charlottenburg zum Dienst, hatte keine Achtelminute zu verlieren — und Baronesse können sich denken, in was für eine Stimmung es mich versetzte, als da so ein elender Droschkenkarrn hartnäckig mitten auf dem Fahrdamm vor mir hinstellte, so daß mein Zwan nicht rechts und nicht links an ihm vorüber konnte. Er rief den Kerl an, viermal — fünfmal — alles umsonst. Ja, der Plebejer hatte sogar die Unverschämtheit, grob zu werden! Na, da riß mir endlich die Geduld, und ich kommandierte: „Vorwärts — wenn auch die Schindmähre und der ganze andere Kumpel drauf geht!“ — Und richtig! Mein Coupé konnte den morschen Karren kaum gestreift haben, und doch legte er sich auf die Seite wie ein umgeblasenes Kartenhaus. Ich weiß nicht, wie die Sache schließlich abgelaufen ist; aber der freche Patron hatte seine Lehre jedenfalls vollauf verdient.“

Gilly hatte während seiner lebhaften Erzählung ihren Fächer unaufhörlich in rascher Bewegung erhalten, ihre Augen hingen unwirksam an dem Gesicht ihres Kavaliere, und Prinz Lamoral fühlte sich sehr angenehm durchschauert von dem Feuer, das aus ihnen sprühte.

„Natürlich hatten Sie sich zuvor vergewissert, daß die Droschke leer sei, ehe Sie jenen Befehl ertheilten?“

„Da ich nicht durch Holz und Leder sehen kann — nein! Aber ich bitte Sie, theuerste Baronesse — was sieht denn am Ende in so einer Droschke zweiter Klasse? Wenn man auch noch anfangen wollte, auf die zarten Nerven solcher Leute Rücksicht zu nehmen, so könnte man ja lieber gleich — na, das wäre wirklich eine allerbste Zimmthung!“

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Durchlaucht?“

„Fordern Sie mein Leben — es gehört Ihnen!“

„Sie werden dem Droschkenkutscher seinen Schaden ersetzen — nicht wahr? Und auch auf eine kleine Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken wird es Ihnen nicht ankommen. Es ist gewiß ein Leichtes, auf der Polizei seine Nummer zu erfahren.“

„Ich beneide den Menschen um die Theilnahme, die Baronesse ihm zuwenden. Aber ein Wunsch aus solchem Munde ist mir natürlich Befehl. Er soll mit mir zufrieden sein!“

„Ihr Wort darauf, Durchlaucht?“

„Mein Wort darauf!“ erwiderte er, sichtlich etwas betroffen, aber noch immer in vollendet liebenswürdigem Ton.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie sehr kühl, und indem sie sich erhob, fügte sie hinzu: „Ah, der Walzer! — Ich muß meinem Tänzer wohl zu Hilfe kommen, denn der bedauernswerthe junge Mann, der mich da so verzeiwelt sucht, scheint an Kurzsichtigkeit zu leiden.“

Prinz Lamoral redete sich in die Höhe.

„Das gnädige Fräulein belieben zu scherzen. Ihr Tänzer hat seit zehn Minuten die Ehre, sich an Ihrer Seite zu befinden.“

Gilly hob die Tanzkarte auf, die an seidener Quaste von ihrem Gürtel herabhängte, und hielt sie so, daß auch der Prinz den grausamen Strich, der da durch seinen Namen ging, nothwendig sehen mußte.

„Ah, wahrhaftig!“ meinte sie mit einem Ausdruck stichtigen Bedauerns. „Ich vergaß, Ihnen vorhin zu sagen, daß ich den Tischwalzer dem Lieutenant von der Hade zugedacht hatte. — Durchlaucht werden sich nach einem Erjah umsehen — nicht wahr?“

Kerzengerade stand Prinz Lamoral vor ihr. Sein ernstes Gesicht sprach es besser als tausend Worte aus, wie tief er beleidigt war.

„Baronesse!“ sagte er nur, und in seiner Stimme klang es wie eine Mahnung, die Herausforderung nicht bis zum äußersten zu treiben. Gilly aber sah ihn groß an und um ihre Mundwinkel zuckte es wie Zorn oder vielleicht auch wie verhaltenes Weinen.

„Nun?“ fragte sie. Und da er schwieg, fuhr sie mit gedämpfter Stimme, aber mit allen Zeichen tiefster Erregung fort: „Wollen Sie sich im Ernst auf Ihr älteres Recht berufen, wenn ich Ihnen sage, daß — daß ich bedaure, Ihnen dasselbe eingeräumt zu haben?“

„Nein!“ erwiderte der Prinz mit eisiger Kälte. „Nach solcher Erklärung kann ich nur das höfliche Ersuchen stellen, mich auch von allen weiteren Verpflichtungen quädigtst zu entbinden zu wollen. Ich würde zu ihrer Einlösung außer stande sein, da ich nicht länger die Ehre haben kann, ein Gast dieses Hauses zu sein.“

Seine haarscharf abgemessenen Worte, von denen Gilly sehr gut wußte, daß sie nichts anderes bedeuteten, als eine unwiderstehliche Absage für das ganze Leben, ließen sie bis in die innersten Tiefen ihres Wesens erbeben. Es kimmerte sie sehr wenig, daß ihre Handlungsweise den lebhaften Unwillen ihres Vaters heraufzufen würde; aber sie erkannte das volle Gewicht und die ganze Tragweite derselben doch erst jetzt, wo sie eine angenehme Hoffnung, die ihr durch monatelanges Tändeln lieb geworden war, anscheinend rettungslos zusammenbrechen sah.

Sekundenlang schwante sie allen Ernstes, und das strahlende Antlitz des blutjungen Sekondlieutenants, der sie jetzt endlich entdeckt hatte und geradeswegs auf sie zusteuerte, erschien ihr so unsäglich albern und lächerlich, daß sie schon aus Beschämung, diesen fast noch in den Knabenschuhen stekenden Ritter vorzchieben zu müssen, nahe daran war, ein Einlenken zu versuchen.

Aber wie sie die Lippen öffnete, erinnerte sie sich plötzlich mit merkwürdiger Deutlichkeit des Augenblicks, da sie auf dem Ruhebett in dem Operationszimmer des Zahnarztes aus der Ohnmacht erwacht war, und sie sah im Geiste wieder das ruhige, männliche Antlitz ihres Veters vor sich, wie er lächelnd und doch mit eigenthümlichem Nachdruck gesagt hatte: „Es giebt Fälle, in denen man ein lebhaftes Verlangen fühlen kann, den Staatsanwalt in Thätigkeit treten zu sehen!“ All ihr Abscheu über die Rohheit des Prinzen erwachte mit vermehrter Lebhaftigkeit von neuem, und sie kam sich beinahe erbärmlich vor um ihres Jögerns und Schwankens willen.

„Ich habe natürlich keinen Einfluß auf die Entschliessungen Eurer Durchlaucht,“ sagte sie als Erwiderung auf seine letzten Worte, „aber ich möchte mich nicht von Ihnen verabschieden, ohne Ihnen eine kleine Unwahrhaftigkeit eingestanden zu haben. Nicht der Erzählung eines Dritten verdanke ich die Kenntniß des Vorfalls, von welchem wir soeben gesprochen haben, sondern meiner eigenen unangenehmen Erfahrung. Die Insassen des Wagens, den Eure Durchlaucht umzuwerfen belieben, um dem Kutsher eine Lehre zu ertheilen, waren meine Verwandte und ich.“

Wie sie ihn jetzt ansah, wollte es sie doch beinahe bedünken, als sei die Strafe härter denn das Vergehen. Von der unnahbaren

Höhe fürstlichen Stolzes, auf welche sich Prinz Lamoral soeben der vermeintlich ganz unbegründeten Beleidigung gegenüber gestellt hatte, war er mit jähem Stöße in einen Abgrund so jämmerlicher Beschämung hinabgestürzt worden, daß er nicht nur die Fähigkeit zu sprechen, sondern auch die Herrschaft über seine aristokratischen Züge gänzlich eingebüßt zu haben schien. Niemals wenigstens war der Ausdruck seines Antlitzes eine zutreffendere Bestätigung für Engelberts Behauptung gewesen, daß die Prinzen von Waldburg das Pulver sicherlich nicht erfunden haben würden. Seine ohnehin etwas starren und wässerigen Augen irrten mit dem Verzweiflungsblick eines sterbenden Rehböck von einem Ende des Saales zum anderen; er bewegte die Lippen, um einige ganz unverständliche Laute hervorzubringen, und er machte dann plötzlich, offenbar einer glücklichen unbewußten Eingebung folgend, der Tochter des Generals die tiefste, feierlichste und ehrfurchtsvollste seiner Verbeugungen.

Ohne auch nur nach rechts oder links zu blicken, schritt er nach diesem stummen Abschied quer durch den Festsaal einem den Ablegeräumen zunächst gelegenen Ausgange zu. Vielleicht geschah es ihm zum ersten Mal in seinem Leben, daß er die bitterste Unzufriedenheit gegen seine eigene erlauchte Person empfand.

Der Lieutenant von der Hade aber, welcher sich achtungsvoll zurückgehalten hatte, so lange Cillys Gespräch mit dem Prinzen währe, glaubte die Unterhaltung mit dem Gegenstand seiner glühenden Verehrung jetzt kühnlich durch eine sehr geistreiche Schmeichelei einleiten zu dürfen, an welcher er während der letzten Viertelstunde in einer verschwiegenen Fensternische gearbeitet hatte. Doch er war noch nicht zu Ende gekommen, als ihn ein so kühl verwunderter und zugleich hoheitsvoll verweisender Blick aus den angebeteten dunkeln Augen traf, daß es sich ertödtend und erstarrt wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf die zarten Blaublümlein seiner Hoffnungen und Träume legte. Eine kleine halbe Stunde später schlich er, von einer wahrhaft Schopenhauerischen Betrachtung des gesammten weiblichen Geschlechts erfüllt, aus dem Speisesaal in einen jener kleinen gemüthlichen Nebenräume, wo man Cigarren, Münchener Hofbräu und eine Partie Skat oder Piquet haben konnte. Er war nicht im Zweifel, daß dies von den vielen unglücklichsten Abenden seines Lebens der allerunglücklichste sei, und während er das erste Seidel schäumenden Gerstenfrites aus bloßer Zerstretheit ohne Athemholen bis auf den Boden leerte, sah er sich im Geiste nun doch noch unter afrikanischem Himmel im wilden Kampfe mit Negern, Arabern und Skolodiden. Es war unmöglich, mit dieser Wunde im Herzen Tag für Tag nur Griffe und langsamen Schritt üben zu lassen — es war unerträglich, unausdenkbar!

Und im Vorgefühl künftiger Heldenthaten trank der arme Verrathene in seinem stillen Schmolzwinkel Glas auf Glas, bis ihm die Zukunft allgemach wieder in einem röthigeren Lichte aufdämmerte und eine sehr behagliche Stimmung gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alles Vergangene und Gegenwärtige die letzten düsteren Schatten verzweifelter Lebensmüdigkeit verschandte.

Marie von Brendendorf hatte von der schänden Behandlung, welche Cilly ihrem anfänglich so huldvoll ermunthigten jugendlichen Verehrer zu theil werden ließ, ebensowenig wahrgenommen als von der ernsthaften Auseinandersetzung ihrer Base mit dem Prinzen von Waldburg. Obwohl sie leidenschaftlich gern tanzte und obwohl die glänzendsten unter den jüngeren Kavalieren sich nach ihrem Erscheinen im großen Festsaal bei ihr um die Vergünstigung eines Tanzes beworben hatten, war sie doch standhaft bei der Erklärung geblieben, welche sie ihrem Vetter Lothar gegeben hatte. Es zuckte und prickelte ihr in den Füßen, wenn die verführerischen Weisen in feurigem Rhythmus den glänzenden Raum durchrauschten; aber sie widerstand der lodenden Versuchung in jenem trotzigem Eigensinn, welcher uns so häufig veranlaßt, zu dem Schmerz der Kränkung, die wir von anderen erlitten haben, auch noch die Pein unbarmerziger Selbstquälereien zu fügen.

Außerlich freilich verrieth sich nichts mehr von jener Bitterkeit und herben Enttäuschung, welche vorhin so übermächtig über sie gekommen waren. Ohne gerade ausgelassen und übermüthig zu sein, zeigte sie doch in dem Geplauder, in welches sie von ihrer Umgebung fortwährend hineingezogen wurde, Heiterkeit genug, um niemand errathen oder auch nur ahnen zu lassen, wie wenig fröhlich und festlich es in ihrem Herzen aus sah. Es konnte ihrer Aufmerksamkeit unmöglich entgehen, daß Engelbert auch den

Walzer mit der Gräfin Hainried tanzte und daß er somit ihr erklärter Kavalier für diesen Abend war. Ja, ein tüchtiger Zufall fügte es, daß die üppige, viel umschwärmte Schönheit ihren Platz während des Essens in geringer Entfernung von demjenigen Mariens wählte, und daß diese wider ihren Willen mehr als einmal zur Ohrenzeugin der oft recht verwegenen Actigkeiten werden mußte, mit denen Engelbert seiner Dame huldigte. An das Dasein seines Wäschers schien der Dragoneroffizier in dem Wirbel des rauschenden Festes überhaupt nicht mehr zu denken. Wiederholt streifte er ganz nahe an ihr vorüber, ohne sie zu sehen, und als sich ihre Blicke einmal zufällig begegneten, las Marie in seinen Augen nur den Rausch des Vergnügens über den raschen Erfolg, dessen er sich unverkennbar bei der Tochter des künftigen Kriegsministers zu erfreuen hatte.

Der Regierungsrath Thomas, ein feingebildeter und liebenswürdiger Herr in mittleren Jahren, hatte sich die Erlaubniß erbeten, Marie in den Speisesaal zu führen. Er bediente sie mit der Zuvoorkommenheit und zarten Achtsamkeit eines wohl-erzogenen Mannes, und Marie würde unter allen anderen Umständen an seiner lebhaften und gedankenreichen Unterhaltung sicherlich das aufrichtigste Vergnügen gefunden haben. Heute aber mußte sie sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer starken Willenskraft zwingen, ihm nur so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die Pflicht der Höflichkeit von ihr forderte. Sie hatte unglücklicherweise den brennenden, stumm berehenden Blick aufgefangen, mit welchem Engelbert der Gräfin Helene Hainried das erste Glas perlenden Champagner kredenzte, und wie gewaltig sich auch ihr Stolz gegen die demüthigende Vorstellung aufbäumte, daß es die schimpflichen Martern niedriger Eifersucht seien, welche in ihrem Zimern wühlten, so wenig vermochte doch dieser Kampf zur Linderung der Pein beizutragen, welche sie seit jenem Augenblick erduldet.

Sie erschraf als heftigste, als sie gewahrte, daß Engelbert nach einer Weile seine Dame verließ und mit raschen Schritten geradezu auf ihren eigenen Platz kam. Nur jetzt wollte sie nicht gezwungen sein, mit ihm zu sprechen — nur nicht unter dem unmitteldbaren Eindruck einer Entdeckung, welche ihr sein Verhalten bei der vorigen Begegnung unter vier Augen nur noch im Lichte einer unerhörten Beschimpfung erscheinen lassen konnte.

Aber sie vermochte seine Annäherung so wenig zu vereiteln, als sie es hindern konnte, daß sich gerade in diesem Augenblick der Regierungsrath erhob, um sich an eines der Buffets zu begeben. Engelbert stand vor ihr, den gefüllten Champagnerkeld in der Hand, und während er ihr denselben mit leicht herabgeneigtem Oberkörper entgegenhielt, kam es in vorsichtig gedämpften Flüsterlauten von seinen Lippen:

„Auf Dein Wohl, mein Liebling! Ach, Du kannst nicht ahnen, was ich heute anzusehen habe. Lieber vierzehn Tage Felddienst als eine einzige Stunde vor dem Triumphwagen deiner Götin! — Aber was ist das? Du thust mir nicht Bescheid? Bist Du mir etwa böse?“

Es war eine seltsame Kraft der Ueberredung in dem treuherzigen Klang seiner Stimme und in dem lebenswürdig heiteren Ausdruck seines frischen Gesichtes. War es denn möglich, daß er die Stirn haben konnte, so vor sie hinzutreten, wenn er wirklich nur ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben gedachte? Langsam und zaudernd erhob Marie ihr Glas.

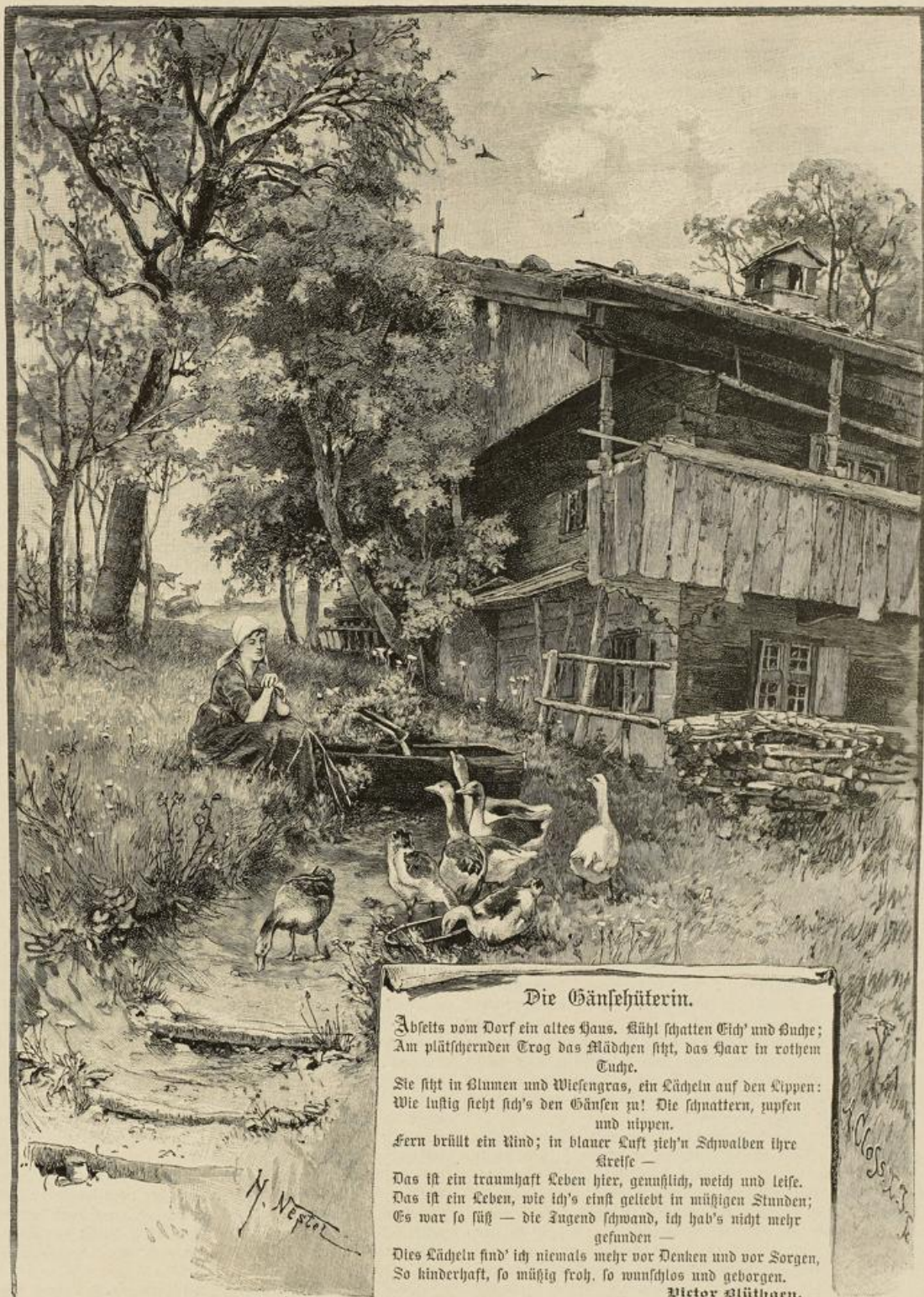
„Böse?“ wiederholte sie. „Nein — vielleicht nur ein wenig traurig.“

Engelbert warf einen raschen Blick hinter sich und nahm den leer gewordenen Stuhl des Regierungsraths ein.

„Aber Du sollst nicht traurig sein,“ flüsterte er warm und eindringlich, „und so weit es sich um mich handelt, hast Du auch keinen Grund dazu. Ich mußte mich heute nun einmal gewissen höheren Rücksichten zum Opfer bringen, und ich habe eine viel zu hohe Meinung von Dir, als daß ich glauben könnte, Du seiest eifersüchtig auf diese unbedeutende und kokette Person.“

Wie hätte sie ihm nun noch eingesehen können, daß sie wirklich eifersüchtig gewesen war! Sie war fast unzufrieden mit sich selbst, daß sie ihren Groll gar so schnell entschwinden ließte, aber in der leichtfertigen Fröhlichkeit, mit welcher Engelbert über alle unangenehmen Dinge hinwegzutädeln wußte, lag nun einmal ein unwiderstehlicher Zauber. Und Engelbert las es ihr vom Gesicht ab, daß sie verführt sei.

(Fortsetzung folgt.)



Die Gänsehüterin.

Absetts vom Dorf ein altes Haus. Kühl schatten Eich' und Buche;
Am plätschernden Trog das Mädchen sitzt, das Haar in rothem
Tuche.

Sie sitzt in Blumen und Wiesengras, ein Lächeln auf den Lippen:
Wie lustig sieht sich's den Gänsen zu! Die schnattern, wipfen
und nippen.

Fern brüllt ein Rind; in blauer Luft zieh'n Schwalben ihre
Kreise —

Das ist ein traumhaft Leben hier, gemüthlich, weich und leise.
Das ist ein Leben, wie ich's einst geliebt in müßigen Stunden;
Es war so süß — die Jugend schwand, ich hab's nicht mehr
gefunden —

Dies Lächeln find' ich niemals mehr vor Denken und vor Sorgen,
So kinderhaft, so müßig froh, so wunschlos und geborgen.

Victor Plüthgen.

Der Schlaf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I. Der lange Schlaf. — Sagen und Mythen.

Seit vielen Jahrhunderten ist der 27. Juni ein „Postag“ ersten Ranges, für die Wetterpropheten wichtiger als Julus kritische Tage; denn nach altem Volksglauben zeigt er für volle sieben Wochen das Wetter an: regnet es an diesem Tage, so wird es sieben Wochen lang fortregnen und die Erntezeit für den Landwirth höchst ungünstig sein. Diese Bauernregel hat ohne Zweifel soviel dazu beigetragen, daß die Legende von den Siebenschläfern, denen der 27. Juni in deutschen Volkskalendern geweiht ist, eine so große Verbreitung und sozusagen Berühmtheit erlangt hat. Die Beziehungen der Siebenschläfer zur Meteorologie sind in Wirklichkeit von einer sehr lustigen Beschaffenheit; eher dürfte das Studium dieser Legende für die Geschichte der volkstümlichen Naturkunde von Bedeutung sein, denn es führt uns nicht allein in das Reich der Phantasie, die so viele Kaiser, Könige, Ritter und hohe Jungfrauen bei Eifen und Zwergen im Bergeshoch schlummern läßt, sondern es zwingt uns unwillkürlich zum Nachdenken über die sonderbarsten Lebensrathsel.

Zur Zeit, als Kaiser Decius im römischen Reiche regierte, so läßt sich der Inhalt der Legende* kurz zusammenfassen, wurden die Christen verfolgt, und der Kaiser begab sich selbst nach Ephesus, um dort die Verfolgung zu leiten. Unter denen, die sich weigerten, den heidnischen Göttern zu opfern, befanden sich auch sieben edle Jünglinge: Achillides, Diomedes, Eugenius, Stephanus, Probatius, Sabbatius und Cyriacus, Diener im Palaste des Kaisers. In ihrer Bedrängniß flohen sie aus der Stadt und verborgen sich in der Höhle des Berges Andilus. Als Decius ihren Zufluchtsort ausgetundschaftet hatte, befahl er, den Zugang zu der Höhle mit großen Steinen zu verschließen, „daß sie lebend begraben seien und in jenem Kerker elend sterben.“ Aber der gnädige und gütige Gott ließ sie einen sanften Tod erleiden, indem sie schon vor der Ankunft des Kaisers in einen tiefen Schlaf verfielen.

Nach etwa zweihundert Jahren, zur Regierungszeit des Kaisers Theodosius, da man in Ephesus den Märtyrertod der sieben Jünglinge längst vergessen hatte, wollte ein begüterter Mann, dem der Berg gehörte, einen Stall für sein Vieh erbauen und ließ die Steine am Eingang der Höhle wegräumen. Da stößte Gott den Heiligen in der Höhle ein neues Leben ein. Sie erwachten, setzten sich aufrecht und begrüßten einander, wie sie gewohnt waren, denn sie sahen kein Zeichen, aus dem sie schließen konnten, daß sie so lange wie todt gelegen hätten; ihre Kleider waren noch in demselben Zustande wie zuvor, und ihre Leiber waren frisch und blühend. Daher glaubten sie, daß sie nur vom Abend bis zum Morgen geschlafen hätten, und sie waren in Angst und Sorge, daß der Kaiser Decius sie suchen lasse. Einer von ihnen entschloß sich indessen, in die Stadt zu gehen, um Brot zu kaufen. Er fand Ephesus verändert, auf allen Thoren glänzte das Kreuz, und er meinte, er habe den Verstand verloren. Als er mit der alten, in der Stadt nicht mehr gebräuchlichen Münze das Brot bezahlen wollte, wurde er verhaftet, und erst der Bischof, den er zu seinen Genossen in der Höhle führte, erkannte das Wunder Gottes. Selbst der Kaiser eilte von Konstantinopel herbei und ging zur Höhle, wo ihm die Heiligen mit strahlendem Antlitz entgegenkamen. Nachdem sie ihn aber gesegnet, legten sie ihre Häupter nieder auf die Erde und entschliefen und gaben ihren Geist auf nach dem Befehle Gottes. Der Kaiser ließ das Gewölbe mit Gold und kostbaren Steinen schmücken und über der Höhle eine große Kirche erbauen.

Diese Legende, deren Inhalt im Laufe der Zeit manche Zusätze erhalten hat, ist eine der ältesten in der christlichen Kirche, denn sie wird schon in einem Vorgänger des Bäderer, in dem Reisebüchlein „Theodosius de situ terrae sanctae“, welches zwischen 520 und 530 für Besucher des Gelobten Landes verfaßt wurde, erwähnt; es heißt an einer Stelle desselben: „In der Provinz Asien ist der Stadtbezirk Ephesus, wo sich die sieben schlafenden Brüder befinden und zu ihren Füßen das Hündchen Viricanus.“

Aber nicht nur die Christen kannten diese Sage, auch Mohammed erzählt sie, wenn auch in zerrissener Form, im Koran,

wobei er auf die verschiedenen Darstellungen eingeht, indem er mit den Worten schließt: „Einige sagen: drei waren ihrer, und ihr vierter war ihr Hund; andere sagen: fünf waren ihrer, und ihr sechster war ihr Hund, rathend über das Geheime; andere sagen: sieben waren ihrer, und ihr achter war ihr Hund. Sprich: mein Herr weiß am besten ihre Zahl, nur wenige sollen sie wissen. — Und sie verblieben in ihrer Höhle dreihundert Jahre, denen noch hinzugefügt wurden neun. — Sprich: Gott weiß am besten, wie lange sie dort blieben.“

Die Siebenschläfer oder die „Männer der Höhle“ und ihr Hund Nitmir werden bei den Mohammedanern als Schutzgeister der Schifffahrt verehrt und ihre Zeichen auf Schiffen eingeschnitten.

Gegen das Ende des 8. Jahrhunderts wird ähnliches auch aus Deutschland in Warnefrieds Langobardengeschichte erzählt. „Im äußersten Norden dieses Landes,“ heißt es darin, „am Ufer des Oceans schlafen in einer Höhle unter einem gewaltigen Felsen sieben Männer seit unbestimmt langer Zeit. Ihre Leiber sind jedoch unverfehrt, wie auch ihre Kleider, und sie werden darum von den barbarischen Völkern jener Gegend verehrt. Nach dem Gewande zu urtheilen, müssen es Römer sein. Als jemand aus Habgucht einen von ihnen seiner Kleidung berauben wollte, da verdorren ihm die Arme, durch welche Strafe die andern von einem solchen Wagniß abgeschreckt wurden.“

Auch bei anderen Völkern finden wir Sagen vom langen Schlaf. Im Talmud wird von Chone Hamagel erzählt, er habe einen Mann verspottet, der einen Johannisbrotdbaum pflanzte, da dieser erst nach 70 Jahren Früchte trage. Chone Hamagel schloß darauf ein, und ein Felsen zog sich um ihn herum, unter welchem er 70 Jahre ungesehen in den Armen des Schlafes ruhte. Als er erwachte, pflückte der Enkel des Baumpflanzers die Früchte, und als er in sein Haus kam, fand er hier seinen Enkel als Herrn, da sein Sohn längst gestorben war. Er gab sich zu erkennen, fand aber keinen Glauben und sehnte sich nach dem Tode, der ihn auch bald darauf erreichte.

Auch Griechenland kannte berühmte Schläfer. Endymion erhielt von Zeus ewiges Leben in Gestalt eines ewigen Schlummers. In seiner Höhle besucht ihn allnächtlich seine Geliebte, die Mondgöttin Selene. Von Epimenides auf Kreta wird erzählt, daß er einst von seinem Vater ausgehört wurde, um ein verlorenes Schaf zu suchen. Er legte sich in einer Höhle nieder und verschief hier 57 Jahre, und als er erwachte, suchte er das Schaf weiter; denn er glaubte, nur eine Nacht geschlafen zu haben. Er fand das Schaf nicht, aber er war glücklicher als Chone Hamagel; denn sein Bruder, der inzwischen ein Greis geworden war, erkannte ihn wieder, und Epimenides wurde als ein Liebling der Götter verehrt.

Sind alle diese Sagen der Alten nur Schöpfungen der Phantasie, oder liegen ihnen irgendwelche wirkliche Thatfachen zu Grunde? Man hat sie verschiedenartig gedeutet. Sehr beachtenswerth sind die Studien, welche J. Koch in seinem Werke „Die Siebenschläferlegende“ (Leipzig, Karl Reischer) veröffentlicht hat. Die Siebenschläfer, bei den Mohammedanern Schutzheilige der Schifffahrt, sollen seiner Ansicht nach an die phöniciſchen Kabiren erinnern, die bei diesem seefahrenden Volke gleichfalls die Schiffe beschützten und deren achter Bruder Esman oder der Nestulap war. Dieser göttliche Erfinder der Medizin, der die Kraft besaß, selbst die Todten wieder zu erwecken, hat neben der Schlange auch den Hund als sein Attribut, und unter seinen Heilmitteln befand sich auch der Schlaf. Kranke gingen in die Heiligthümer des Nestulap, um durch den Tempelschlaf Heilung zu erlangen. War dieser Schlaf immer ein natürlicher oder wurde er künstlich von den Priestern erzeugt? Der Schleier, der über den medizinischen Mythen aller Kultur ruht, ist ja kaum gelüftet, und vieles war in alten Zeiten wohl bekannt, was in unseren Tagen neu erscheint.

Auffallend ist es gewiß, daß uns die Forschung über die Schlaf-Legenden zum Gott der Medizin führt! Wir wollen daraus keine Schlüsse ziehen, aber wir wollen noch länger bei altersgrauen Religionen verweilen, um noch überraschendere Thatfachen zu erfahren.

* Die Einzelheiten, Namen der Märtyrer, des Berges, die Dauer der Zeit schwanken bei späteren Schriftstellern.

Im 2. Jahrhundert v. Chr. trat in Indien Patanjali mit einer Lehre auf, welche die Befehle des Brahma zu einer besonderen Art von Gottesdienst anforderte. Die Inder, welche an die Seelenwanderung glaubten, fürchteten die Wiedergeburt, da diese einer Strafe gleich galt; denn nur der Sünder, dessen Seele nicht zur Gottheit, zu der Weltseele zurückkehren durfte, mußte noch einmal die Wanderung durch das Pflanzen- und Thierreich antreten. Der Eingang in Brahmas Schoß konnte aber nur durch den gänzlichen Sieg des Geistigen über die Materie, durch die Erstüfung aller sinnlichen Triebe und Leidenschaften erworben werden. Darum wurden auch von den Brahmanen die härtesten Bußübungen erdacht, darum heißt es in ihren Lehren: „Wer einem Blinden gleich nicht sieht, einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung ist, von dem wisse, daß er die Ruhe erreicht hat.“ Die Askese der Inder gipfelte schließlich in dem religiösen Selbstmord; in den Fluten des Ganges oder unter den Rädern des Götterwagens suchten die Frommen ihr Heil.

Patanjali erklärte nun diese strengen Bußübungen als thörichtes Wahn und stellte die Lehre von der „Yoga“ auf. „Yoga“ bedeutet Vertiefung, Versenkung in das höchste Wesen durch die Kraft des Nachsinnens. Dieses mußte aber auf eine besondere Art ausgeführt werden. „Der sich der Vertiefung Widmende,“ schreibt Humboldt, „soll in einer menschenfernen reinen Gegend einen einsamen, nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblicken, seine Augen gegen die Mitte der Augenbrauen und die Spitze der Nase richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit „Om!“ aussprechen.“

Dann kommt Ruhe über ihn; dann schwindet ihm das Bewußtsein und das Gefühl, und seine Seele kehrt zu Brahma zurück.

Unser Jahrhundert, welches in so vielen Befessenen früherer Zeiten Geistes- und Nervenkrankte erkannte, versteht auch die Folgen der Yoga zu deuten. Diese Andachtsübung muß den Yogi in einen ähnlichen Zustand versetzen, in welchen so viele von uns verfallen, wenn sie einen blitzenden Knopf unverwandt ansehen, in den selt-

samen Zustand, der nicht Wachen und nicht Schlaf ist, aber mit dem letzteren so viel Ähnlichkeit besitzt, daß er mit dem Namen „Hypnose“ (vom griechischen Worte Hypnos: der Schlaf) bezeichnet wird. Und in der That zeitigte die Yogalehre in Indien allerlei Blüthen des Hypnotismus, die selbst die Leistungen unserer nach Aufsehen ringenden Magier und Hypnotisierer übersteigen.

Im Dabistan, einem persischen Werke über die Religions-selten in Indien, heißt es an einer Stelle:

„Bei den Yogins findet man den Gebrauch, sich lebendig begraben zu lassen, wenn eine Krankheit sie befällt. Sie gewöhnen sich, mit offenen Augen den Blick starr auf die Mitte der Augenbrauen zu richten, bis ihnen die Gestalt eines Mannes erscheint; erscheint dieselbe ohne Hand, Fuß oder sonst ein Glied, so berechnen sie daraus, innerhalb wie vieler Jahre, Monate oder Tage ihr Leben zu Ende gehen werde. Sehen sie die Gestalt ohne Kopf, so wissen sie, daß ihnen nur noch ein sehr kurzes Leben beschieden ist, und dann lassen sie sich lebendig begraben.“

Dieses geschah nun in der Weise, daß die Yogi durch Unterdrückung der Athmung und Fixiren der Geistesthätigkeit sich in einen dem Winterschlaf der Thiere oder der kataleptischen Starre ähnlichen Zustand versetzten. Die fanatischen Yogins betreiben dies noch in unserer Zeit gewissermaßen als Gewerbe, indem sie sich gegen Belohnung zur Ruhe für andere lebendig begraben lassen, um nach einigen Tagen oder sogar Wochen wieder ausgegraben zu werden und ins Leben zurückzukehren. Diese Fälle, welche Braid zuerst gesammelt und zu deuten versucht hat, sind so bekannt, daß ein ausführliches Eingehen auf dieselben überflüssig erscheint. Sie lehren uns aber, daß der unnatürliche Schlaf schon in ältesten Zeiten den Menschen bekannt war, daß er ihnen Veranlassung zu Sagen- und Mythenbildung gab, daß er in den Dienst der Gottesandacht gestellt wurde, weil er wie alles Ungewöhnliche räthselhaft und darum überirdischen Ursprungs zu sein schien.

Während aber die Dichter den Stoff verarbeitet und die Legenden in ein poetisches Gewand kleideten, wie dies noch Goethe in seinem West-östlichen Divan gethan hat, kam allmählich die Zeit, wo auch die Wissenschaft sich mit der Erscheinung des unnatürlichen Schlafes näher befaßen sollte.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen, Ihnen hier zu begegnen, Durchlaucht,“ sagte Schönau. „Es hieß ja, Sie würden in diesem Sommer gar nicht nach Rodock kommen, und Städinger, den ich vorgestern sprach, wußte noch keine Silbe von Ihrer bevorstehenden Ankunft.“

„Städinger hat auch Ach und Weh geschrien, als ich ihm so unvermuthet in das Haus fiel,“ versetzte der junge Fürst. „Es fehlte nicht viel, so hätte er mich aus meinem eigenen Schlosse hinausgeworfen, weil ich meinem Telegramm auf dem Fuße folgte und noch nichts in Ordnung war. Aber die Hitze in Ostende wurde nachgerade unerträglich, ich hielt es nicht mehr aus an dem sonnendurchglühnten Strande und bekam eine unwiderrstliche Sehnsucht nach meinem kühlen, stillen Waldschloßchen — Gott sei Dank, daß ich der Hitze und dem Lärm dieses Babels entkommen bin!“

Seine Durchlaucht geruhte, in diesem Falle nicht die Wahrheit zu sagen. Fürst Egon war schleunigst vom Strande der Nordsee herbeigeeilt, um einer gewissen „Nachbarschaft“ theilhaftig zu werden, von der er zufällig erfahren. Städinger hatte bei einem Bericht, in welchem er um Erlaubniß bat, einige Veränderungen in Rodock vornehmen zu dürfen, erwähnt, daß die betreffenden Einrichtungen bereits in Ostwalden beständen, wo Frau von Wallmoden gegenwärtig weile. Zu seiner Ueberraschung traf drei Tage später statt der erwarteten Erlaubniß sein junger Herr in höchst-eigener Person ein, der auf diese Nachricht hin nichts Eiligeres zu thun gewußt hatte, als seine sämmtlichen Reise- und Sommerpläne über den Haufen zu werfen. Auch der Oberforstmeister schien nicht an den erwähnten Vorwand zu glauben, denn er bemerkte etwas spöttisch:

„Dann wundert es mich in der That, daß unser Hof so lange in Ostende aushält. Der Herzog und die Herzogin sind ja dort, auch Prinzessin Sophie mit einer fürstlichen Nichte, einer Verwandten ihres verstorbenen Gemahls, wie ich hörte.“

„Ja, mit einer Nichte!“ Egon wendete sich plötzlich um und sah den Sprechenden an. „Herr Oberforstmeister, Sie wollen mir auch einen Glückwunsch aussprechen, ich sehe es an Ihrem Gesichte! Wenn Sie das aber thun, so fordere ich Sie hier mitten im Walde und auf der Stelle.“

„Nun, Durchlaucht, ich beabsichtige mir keineswegs eine Forderung auf den Hals zu ziehen,“ versetzte Schönau lachend. „Aber die Zeitungen sprechen doch bereits ganz offen von einer bevorstehenden oder bereits vollzogenen Verlobung, die besonders in den Wünschen der fürstlichen Damen liegen soll.“

„Meine allergnädigsten Tanten wünschen manches,“ sagte Egon kühl, „ihr allergehorfamster Kesse ist nur bisweilen anderer Meinung als sie, und das war leider auch diesmal der Fall. Ich kam nach Ostende auf höchsten Befehl, nämlich auf eine Einladung des Herzogs, die ich nicht ablehnen konnte, aber die Lust bekam mir durchaus nicht und ich durfte meine Gesundheit doch nicht so leichtsinnig preisgeben. Ich spürte bereits die ersten Anzeichen eines Sonnenstiches, der unselbbar ausgebrochen wäre, und da entschloß ich mich noch rechtzeitig —“

„Selbst auszubrechen!“ ergänzte der Oberforstmeister. „Das sieht Ihnen ähnlich, Durchlaucht, aber nun können Sie sich auch auf eine dreifache allerhöchste Ungnade gefaßt machen.“

„Möglich, ich werde das in der Einsamkeit und Selbstverbannung tragen. Uebrigens beabsichtige ich“ — der junge Fürst nahm eine sehr feierliche Miene an — „mich in diesem Sommer

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

ganz meinen Gütern zu widmen, besonders meinem Kofed. Es soll da ein Umbau stattfinden. Städinger hat mir bereits darüber geschrieben, aber ich hielt eine persönliche Besichtigung doch für nothwendig."

"Wegen der Schornsteine?" fragte Schönau verwundert. "Städinger meinte, die Kamine im Schlosse hätten im Winter geraucht und er wolle einen neuen Schornstein bauen."

"Was weiß denn Städinger davon!" rief Egon, ärgerlich darüber, daß sein alter "Waldgeist" ihm schon wieder mit seiner unbegreiflichen Wahrheitsliebe dazwischen kam. "Ich habe sehr großartige Verschönerungspläne — ah, da sind wir schon am Ziel!"

Er setzte sein Pferd in schärferen Trab und der Oberforstmeister folgte seinem Beispiel, denn Ostwalden lag in der That vor ihnen. Der große Umbau, mit dem der verstorbene Wallmoden es zu einem Prachtstige umschaffen wollte, war allerdings unterblieben; aber das alte, ephenumrante Schloß mit den beiden Seitentürmen und dem schattigen, wenn auch ein wenig verwilderten Park hatte etwas ungemein Malerisches. Die jetzige Herrin beabsichtigte, wie man hörte, eine Veränderung zu wenig wie einen Verkauf. Für eine Erbin des Stahlbergischen Vermögens kam es auch in der That nicht darauf an, ob sie einen Landsitz mehr oder weniger zu ihrer Verfügung hatte.

Die Herren vernahmen bei ihrer Ankunft, daß Frau von Wallmoden im Park, Frau von Eschenhagen dagegen in ihrem Zimmer sei. Der junge Fürst ließ sich bei der Dame des Hauses melden, während der Oberforstmeister zunächst seine Schwägerin aufsuchte, die er seit dem Winter nicht gesehen hatte. Er schritt nach ihrer Wohnung und trat ohne weiteres bei ihr ein.

"Da bin ich!" sagte er in seiner gewohnten formlosen Art. "Ich brauche mich wohl nicht erst anmelden zu lassen bei meiner Frau Schwägerin, obgleich sie mich und mein Haus in Acht und Bann gethan zu haben scheint. Weshalb bist Du nicht mitkommen, Regine, als Adelheid vorgestern nach Fürstenstein fuhr? An den Vorwand, den sie mir in Deinem Namen vermeldete, glaube ich natürlich nicht, und nun bin ich in der Hitze zwei Stunden lang geritten, um mir eine Erklärung auszubitten."

Regine reichte ihm die Hand. Sie hatte sich äußerlich nicht verändert in den sechs oder sieben Monaten, sie war noch dieselbe kraftvoll derbe Erscheinung mit ihrem entschiedenen Auftreten; aber die frühere trotz aller Verbtheit doch so gewinnende Heiterkeit in ihrem Wesen war verschwunden. Wenn sie es auch um keinen Preis zugab — man sah es doch, wie sie darunter litt, daß ihr einziger Sohn, dem bis dahin der Wille und die Liebe seiner Mutter das Höchste gewesen waren, sich ihr so vollständig entfremdete.

"Ich habe nichts gegen Dich, Moriz," versetzte sie. "Ich weiß es ja, daß Du mir die alte Freundschaft bewahrt hast trotz allem, was man Dir und Deiner Tochter anthat; aber Du mußt doch einsehen, daß es mir peinlich ist, wieder nach Fürstenstein zu kommen."

"Etwas wegen der aufgehobenen Verlobung? Darüber kannst Du Dich füglich trösten. Du hast es ja damals selbst gesehen und gehört, wie gemüthlich Toni die Sache nahm. Sie gefiel sich in der Rolle eines Schutzengels entschieden besser als in der einer Braut, und sie hat inzwischen ja auch einige Male brieflich versucht, Dich umzustimmen, ebenso wie ich. Leider hatten wir beide keinen Erfolg damit."

"Rein, aber ich weiß Eure seltene Großmuth zu schätzen."

"Seltene Großmuth?" wiederholte Schönau lachend. "Nun ja, es mag nicht gerade häufig vorkommen, daß die ehemalige Braut und der ehemalige Schwiegervater ein gutes Wort einlegen für den durchgegangenen Bräutigam und Schwiegerohn, damit ihm und seiner Herzallerliebsten endlich der mütterliche Segen zu theil wird. Aber wir sind nun einmal so erhaben in unseren Gefinnungen, und überdies haben wir beide eingesehen, daß der Willy eigentlich jetzt erst ein vernünftiger Mensch geworden ist, und das hat — ja, ich kann Dir nicht helfen, Regine — das hat einzig und allein die kleine Marietta zustande gebracht."

Frau von Eschenhagen runzelte die Stirn bei dieser Bemerkung; sie fand nicht für gut, darauf zu antworten, sondern fragte in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie das Gespräch über diesen Gegenstand abzubrechen wünschte:

"Ist Toni angekommen? Ich erfuhr von Adelheid, daß sie in der Stadt sei, aber täglich zurückerwartet werde."

Der Oberforstmeister, der inzwischen Platz genommen hatte, lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück.

"Ja, sie ist gestern wiedergekommen — aber in doppelter Auflage. Sie hat sich nämlich jemand mitgebracht, von dem sie behauptet, er solle und müsse ihr künftiger Ehegemahl werden, und er behauptet das ebenfalls mit solcher Bestimmtheit, daß mir wirklich nichts anderes übrig blieb, als Ja und Amen zu sagen!"

"Wie? Toni ist wieder verlobt?" fuhr Frau von Eschenhagen überrascht auf.

"Ja, diesmal machte sie das aber allein ab, ich wußte keine Silbe davon. Du weißt ja, sie hatte sich damals in den Kopf gesetzt, sie wolle nun auch ganz übermäßig geliebt werden und die nöthige Romantik dabei genießen. Das scheint Herr Lieutenant von Walldorf denn auch besorgt zu haben. Er hat, wie sie mir mit höchster Genugthuung erzählte, vor ihr auf den Knien gelegen und erklärt, er könne nicht ohne sie leben, sie hat ihm eine ähnliche rührende Versicherung gegeben, und so weiter! Ja, Regine, es geht heutzutage nicht mehr, die Kinder noch am Gängelband zu führen, wenn sie heirathsfähig sind, sie bilden sich ein, das Heirathen sei ihre Sache allein, und da haben sie wirklich nicht so unrecht."

Die letzte Bemerkung klang sehr anzüglich, aber Regine überhörte sie vollständig. Nachsinnend wiederholte sie:

"Walldorf? Der Name ist mir ganz fremd. Wo hat Toni denn den jungen Offizier kennengelernt?"

"Er ist ein Freund meines Sohnes, der ihn bei seinem letzten Besuche als Gast mitbrachte. Infolge dessen spannte sich auch die Bekanntschaft mit seiner Mutter an, die Toni auf einige Wochen zu sich einlud, und da ist denn das Verlieben und Verloben vor sich gegangen. Ich habe im Grunde nichts dagegen einzuwenden. Hübsch ist Walldorf, lustig und bis über beide Ohren verliebt; ein wenig flott und leicht scheint er allerdings auch zu sein, aber das wird sich geben, wenn er eine vernünftige Frau bekommt. Die Musterknaben sind gar nicht mein Geschmack, die sind die aller schlimmsten, wenn sie erst einmal wild werden, das haben wir an Deinem Willy gesehen. Also wird Walldorf im Herbst seinen Abschied nehmen, denn zur Lieutenantensfrau paßt meine Tochter nicht; ich werde dem jungen Paare ein Gut kaufen, und zu Weihnachten ist die Hochzeit."

"Das freut mich um Tonis willen," sagte Frau von Eschenhagen mit aufwallender Herzlichkeit. "Du nimmst mir eine Last vom Herzen mit dieser Nachricht."

"Ist mir lieb," nickte der Oberforstmeister; "aber nun solltest Du meinem Beispiele folgen und einem gewissen anderen Brautpaar auch eine Last vom Herzen nehmen. Sei vernünftig, Regine, und gib nach! Die kleine Marietta ist brav geblieben, trotzdem sie beim Theater war, alle Welt giebt ihr und ihrem Ruf das beste Zeugniß, Du brauchst Dich Deiner Schwiegertochter nicht zu schämen."

Regine erhob sich plötzlich und stieß mit einer heftigen Bewegung ihren Stuhl zurück.

"Ich bitte Dich ein für allemal, Moriz, mich mit solchen Zumuthungen zu verschonen. Ich bleibe bei meinem Worte. Willibald kennt die Bedingung, unter der allein ich nach Burgsdorf zurückkehre; wenn er sie nicht erfüllt, bleibt es bei der Trennung."

"Er wird sich hüten!" meinte Schönau trocken. "Die Braut und die Hochzeit aufzugeben, nur weil sie seiner Frau Mutter nicht recht ist — solche Bedingungen erfüllt man überhaupt nicht."

"Du drückst Dich ja recht liebenswürdig aus!" rief Frau von Eschenhagen gereizt. "Freilich, was wißt Ihr Männer von der Sorge und Liebe einer Mutter, von der schuldigen Dankbarkeit der Kinder! Ihr seid allesamt undantbar, rücksichtslos, selbstsüchtig —"

"Oho, dergleichen Ausfälle verbitte ich mir im Namen meines Geschlechtes," fiel der Oberforstmeister ebenso hitzig ein. Umpföhllich aber besann er sich und lenkte ein:

"Wir haben uns seit sieben Monaten nicht gesehen, Regine, da brauchen wir uns wirklich nicht gleich am ersten Tage wieder zu zanken, das können wir später abmachen. Lassen wir also vorläufig Deinen widerpenstigen Majorats Herrn bei Seite und sprechen wir von uns! Wie gefällt es Dir in der Stadt? Du siehst nicht gerade sehr zufrieden aus."

„Ich bin außerordentlich zufrieden,“ erklärte Regine mit großer Bestimmtheit. „Was mir fehlt, ist nur die Arbeit, ich bin den Mühsigang nicht gewohnt.“

„So schaffe Dir eine Thätigkeit! Es steht ja nur bei Dir, wieder an die Spitze eines großen Hauswesens zu treten —“

„hängst Du schon wieder an?“

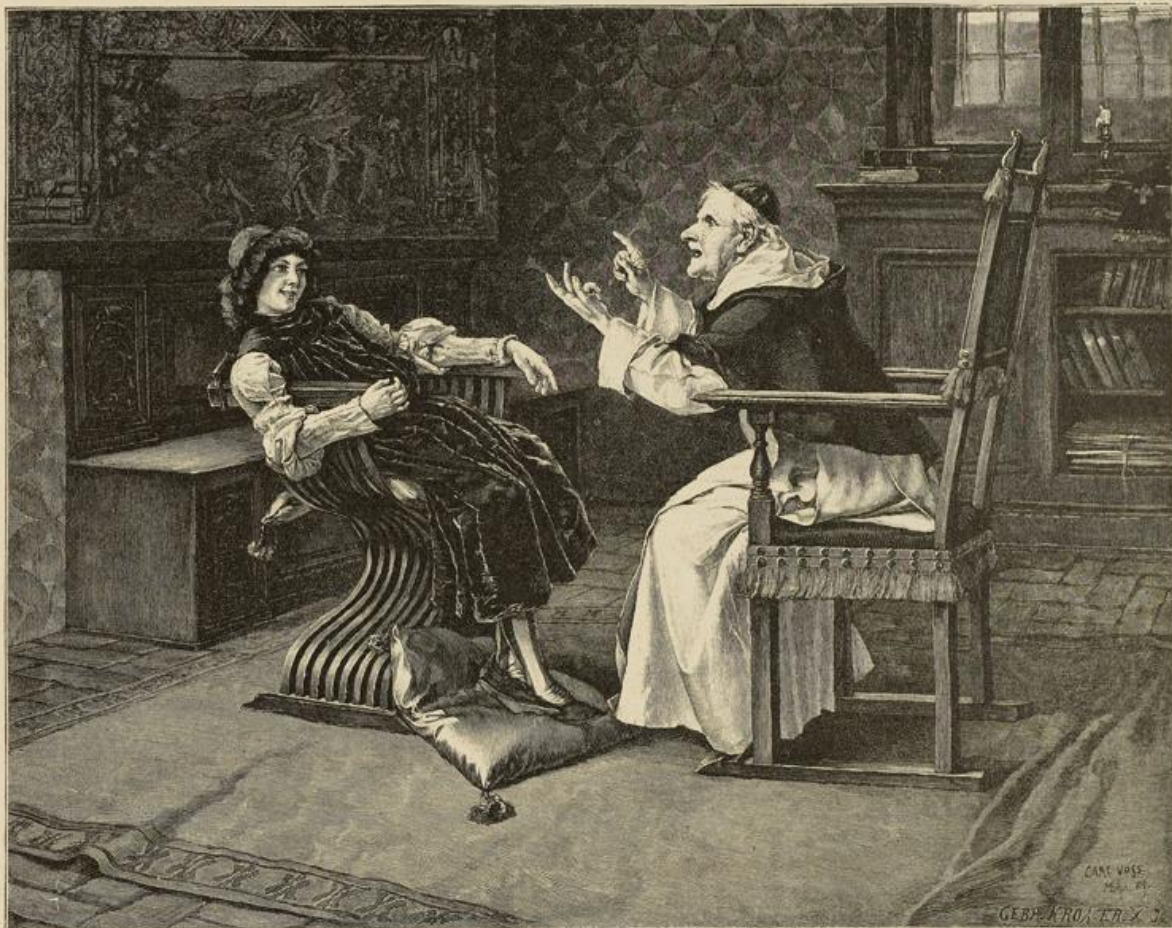
„Nun, ich meinte diesmal nicht Burgsdorf,“ sagte Schönau, mit seiner Reitgerte spielend. „Ich meinte nur — Du sitzt doch ganz allein in der Stadt, und ich sitze auch allein in Fürstenstein, wenn Toni heirathet — das ist sehr langweilig! Wie wäre es denn — nun, ich habe Dir das ja schon einmal auseinandergesetzt, damals wolltest Du nicht, vielleicht hast Du

„Das würde eine friedliche Ehe werden, wenn Du schon als Freier so auftrittst!“

„Friedlich würde sie nicht, aber langweilig auch nicht,“ erklärte Schönau. „Ich glaube, wir hielten sie beide aus. Noch einmal, Regine — willst Du mich, oder willst Du mich nicht?“

„Nein! Ich habe keine Lust, eine Ehe „auszuhalten!“

„So laß es bleiben!“ rief der Oberforstmeister während, indem er aufsprang und nach seinem Hute griff. „Wenn es Dir so großes Vergnügen macht, immer und ewig nein zu sagen, so thue es; aber Willy heirathet doch, und da thut er recht, und jetzt werde ich bei seiner Hochzeit den Brautführer machen, nur um Dich zu ärgern!“



Angelehrtiger Bögling.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Nach einem Gemälde von Carl Vos.

Dich jetzt eines Besseren bekommen — wie wäre es denn, wenn wir bei dieser doppelten Heirath das dritte Paar abgaben?“

Frau von Eschenhagen sah finster zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Nein, Moritz, ich bin jetzt weniger als je in der Stimmung, zu heirathen!“

„Schon wieder ein Nein!“ rief der Oberforstmeister aufgebracht. „Das ist nun der zweite Korb, den Du mir giebst! Erst wolltest Du mich nicht, weil Dir Dein Sohn und Dein geliebtes Burgsdorf an das Herz gewachsen waren, jetzt, wo Du siehst, daß sie sich alle beide ohne Dich behelfen, willst Du mich wieder nicht, weil Du „nicht in der Stimmung“ bist. Stimmung gehört überhaupt gar nicht zum Heirathen, nur etwas Vernunft; aber wenn man die Unvernunft und der Starrsinn in höchstgelegener Person ist —“

„Du wirbst ja in einer recht schmeichelhaften Weise um mich,“ unterbrach ihn Regine, nun auch in voller Entrüstung.

XXXVIII. Nr. 22.

Damit stürzte er fort, ganz außer sich über diese erneute Abweisung, und Frau von Eschenhagen blieb in einer ganz ähnlichen Stimmung zurück. Sie hatten sich richtig wieder gezannt bei dem ersten Wiedersehen und dem zweiten Korb, sie konnten nun einmal nicht lassen von dieser freundlichen Gewohnheit. —

Inzwischen befand sich Fürst Adelsberg bei Frau von Wallmoden im Parke. Er hatte sie dringend gebeten, ihren Spaziergang nicht zu unterbrechen, und nun schritten sie beide im Schatten der mächtigen Bäume dahin, im kühlen, grünen Dämmerlicht, während draußen auf den Wiesen noch heiße Sonnen- gluth lag.

Egon hatte die junge Frau nicht wiedergesehen seit dem Tode ihres Gemahls; der förmliche Beileidsbesuch, den er damals abgestattet hatte, war von Eugen Stahlberg im Namen seiner Schwester angenommen worden, und gleich darauf hatten die Geschwister die Stadt verlassen. Adelheid trug selbstverständlich noch die

49

Witwentrauer, aber ihr Begleiter glaubte sie nie so schön gesehen zu haben wie heute in dem tiefen düstern Schwarz, in dem Krepffleier, unter dem das blonde Haar schimmerte. Sein Blick streifte immer wieder dies schöne, blonde Haupt, und immer wieder fragte er sich, was denn eigentlich mit diesem Antlitz vorgegangen sei, daß es so ganz anders erschien als sonst.

Auch Egon hatte die Frau, an deren Seite er jetzt dahinschritt, bisher nur in jener kühlen, stolzen Ruhe gekannt, die sie ihm und der Welt gegenüber so unnahbar gemacht hatte. Jetzt war diese Kälte geschwunden, er sah und fühlte es, aber er vermochte nicht, den seltsamen Zug zu enträthseln, der an ihre Stelle getreten war. Die junge Witwe konnte doch unmöglich so tief und schwer um einen Gatten trauern, der ihr im Alter so fern stand und der, selbst wenn er jung gewesen wäre, ihr mit seiner nüchternen, kalt berechnenden Natur nie die Liebe hätte geben können, welche die Jugend verlangt. Und doch lag über ihrer ganzen Erscheinung der Ausdruck eines geheimen Leidens, eines stumm, aber schwer getragenen Wehs. Woher stammte denn nur dieser räthselhafte Zug, dieser suchte Schimmer in den blauen Augen, die jetzt erst die Thränen kennengelernt zu haben schienen?

„Mir ist es immer, als könnte da einmal Gluth und Leben aufstrahlen und die Schnerregion in eine blühende Welt verwandeln!“ hatte Fürst Adelsberg einmal halb im Scherz ausgerufen. Jetzt vollzog sich diese Wandlung, langsam, fast unmerklich, aber dieser weiche, halb schmerzliche Zug, der den früheren strengen Ernst verdrängte, dieser träumerische Blick gaben der jungen Frau einen Reiz, der ihr bisher bei all ihrer Schönheit gefehlt hatte — die Anmuth!

Das Gespräch berührte anfangs nur gleichgültige Dinge, man tauschte die üblichen Fragen und Erkundigungen aus; Egon erzählte einiges, was während des Winters bei Hofe und in der Stadt vorgefallen war, und brachte dann auch hier dieselbe Erklärung seiner plötzlichen Ankunft vor, indem er von der unerträglichen Hitze in Ostende und seiner Sehnsucht nach der kühlen stillen Waldeseinsamkeit sprach. Ein flüchtiges Lächeln, das um die Lippen seiner Begleiterin zuckte, verrath ihm jedoch, daß sie dem Vorwande ebensowenig glaubte wie der Oberforstmeister, und daß die betreffende Zeitungsnachricht auch bereits zu ihr gedrungen war. Er ärgerte sich unbeschreiblich darüber und sann eben nach, wie er hier, wo er doch nicht so offen sein durfte, den Irrthum aufklären könnte, als Adelheid plötzlich fragte:

„Werden Sie diesmal allein in Rodek bleiben, Durchlaucht? Im vergangenen Sommer hatten Sie ja einen — Gast dort.“
 Ueber das Gesicht des jungen Fürsten slog ein Schatten, er vergaß die Verlobungsgerüchte und seinen Aerger darüber bei dieser Erinnerung.

„Sie meinen Hartmut Rojanow?“ versetzte er ernst. „Er wird schwerlich kommen, er ist gegenwärtig in Sicilien, oder war es wenigstens noch vor zwei Monaten. Seitdem habe ich keine Nachricht von ihm und weiß nicht einmal, wohin ich ihm schreiben soll.“

Frau von Wallmoden beugte sich nieder und pflückte einige Blumen, die am Wege standen, während sie leise bemerkte:

„Ich glaube, Sie ständen in lebhaftem brieflichen Verkehr miteinander.“

„Das hoffte ich auch bei unserer Trennung und an mir liegt die Schuld nicht, aber Hartmut ist mir in der letzten Zeit ein vollständiges Räthsel geworden. Sie waren ja Zeuge davon, welchen glänzenden Erfolg seine *Arivana* bei uns davontrug, seitdem hat sich das an verschiedenen Bühnen wiederholt, das Werk siegt im Sturme, wo es nur erscheint, und der Dichter entreißt sich all diesen Triumphen, flüchtet förmlich vor seinem aufsteigenden Ruhme und verbirgt sich vor aller Welt, auch vor mir — das begreife, wer es kann!“

Adelheid hatte sich wieder emporgewandt, aber ihre Hand, welche die eben gepflückten Blumen hielt, zitterte leise, während sich ihre Augen wie in athemloser Spannung auf den Fürsten richteten.

„Und wann hat Herr Rojanow Deutschland verlassen?“ fragte sie.

„Im Anfang des Dezember. Er war kurz vorher auf einige Tage nach Rodek gegangen, unmittelbar nach der ersten Auführung seines Werkes. Ich hielt das für eine Laune und gab nach, da erscheint er urplötzlich bei mir in der Stadt, mit einem

Aussehen und in einer Stimmung, die mich geradezu erschrecken, und kündigt mir seine Abreise an, hört auf meine Bitten, hält keiner Frage stand, sondern bleibt dabei, daß er fort müsse, und geht auch wirklich wie im Sturmwinde! Es vergingen Wochen, ehe ich überhaupt wieder etwas von ihm hörte, und seitdem gab er mir bisweilen Nachricht, wenn auch selten genug, aber ich wußte doch wenigstens, wo er sich befand, und konnte ihm antworten. Er war einige Monate lang in Griechenland, bald hier, bald dort, dann ging er nach Sicilien, aber jetzt bleiben die Nachrichten aus und ich bin in der größten Unruhe.“

Egon sprach mit mühsam verhaltener Erregung. Man sah es, wie nahe ihm die Trennung von dem so leidenschaftlich geliebten Freunde ging. Er ahnte nicht, daß die junge Frau an seiner Seite ihm die Lösung des Räthfels hätte geben können. Sie wußte, was Hartmut jetzt so unstät von Land zu Land trieb, was ihn zurückschauend ließ vor dem gefeierten Dichternamen, der einen geheimen, aber furchtbaren Makel trug. — Es war die erste Nachricht von ihm, die sie hörte, seit jener verhängnißvollen Nacht in Rodek, die ihr alles enthüllt hatte.

„Dichter sind eben anders geartet als gewöhnliche Menschen,“ sagte sie, während sie langsam eine der Blumen zerpfückte. „Sie haben bisweilen das Vorrecht, unbegreiflich zu sein.“

Der junge Fürst schüttelte ungläubig und traurig den Kopf. „Nein, das ist es nicht, das stammt aus ganz anderen Quellen! Ich ahnte ja längst, daß in Hartmuts Leben irgend etwas Dunkles, Räthselhaftes liegt, aber ich habe dem nie nachgeforscht, denn er vertrug auch nicht die leiseste Betrüfung dieses Punktes und verschloß sich hartnäckig, auch vor mir. Es ist, als sehe er unter einem Verhängniß, das ihm nirgends Ruhe und Frieden gönnt und plöcklich, wenn man es längst geahnt glaubt, wieder hereinbricht. Den Eindruck habe ich aufs neue empfangen, als er in dieser wilden Verstortheit von mir Abschied nahm — es war unmöglich, ihn zu halten! Aber Sie ahnen es nicht, wie er mir fehlt! Mehr als zwei Jahre lang hat er mich verwöhnt, mit seiner Nähe, mit all den Gaben seiner reichen, feurigen Natur, die er verschwenderisch auskreute. Jetzt ist mir alles öde und farblos geworden, und ich weiß oft nicht, wie ich das Leben aushalten soll ohne ihn.“

Sie waren stehen geblieben, denn sie hatten die Grenze des Parkes erreicht. Vor ihnen lagen grüne Wiesen im Sonnenlanz und drüben stiegen die Höhen des Waldgebirges empor. Adelheid hatte schweigend zugehört, während ihr Blick sich träumerisch in die Ferne verlor; jetzt aber wandte sie sich plötzlich um und streckte ihrem Begleiter die Hand hin.

„Ich glaube, Sie können ein sehr aufopfernder Freund sein, Durchlaucht. Herr Rojanow hätte Sie nicht verlassen sollen, vielleicht hätten Sie ihn gerettet vor diesem — Verhängniß!“

Egon glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Der warme, aus dem Herzen kommende Ton, der Blick, in dem eine Thräne funkelte, diese ganze beinahe leidenschaftliche Theilnahme an seinem Schmerze überraschte ihn ebenso sehr, als sie ihn entzückte. Er ergriff stürmisch die dargebotene Hand und drückte heiß und fest seine Lippen darauf.

„Wenn mich irgend etwas trösten kann über Hartmuts Entfernung, so ist es Ihre Theilnahme,“ rief er. „Sie erlauben mir doch, das Recht des Nachbars geltend zu machen und bisweilen nach Ostwalden zu kommen? Vertragen Sie mir das nicht, ich bin ja ganz einsam in Rodek und ich kam ja einzig und allein —“

Er hielt plötzlich inne, denn er fühlte doch, daß ein solches Geständniß jetzt noch nicht am Plage sei, und es verletzte auch, er sah es deutlich. Die junge Frau entzog ihm rasch ihre Hand und trat zurück; nur eines Augenblickes hatte es bedurft, um sie wieder in das kalte „Nordlicht“ zu verwandeln.

„Um der Hitze und dem geräuschvollen Badesleben in Ostende zu entinnen,“ ergänzte sie kühl. „Das sagten Sie wenigstens vorhin, Durchlaucht.“

„Es war ein Vorwand,“ erklärte der junge Fürst ernst. „Ich verließ Ostende nur, um gewissen Gerüchten, die sich an meinen dortigen Aufenthalt knüpften und sogar in die Zeitungen ihren Weg fanden, ein für alle Mal ein Ende zu machen. Sie waren vollkommen grundlos, soweit ich dabei in das Spiel kam — ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Excellenz.“

Er hatte schleunigst die Gelegenheit ergriffen, um den Irrthum aufzuklären, den er gerade an dieser Stelle um keinen Preis

dulden wollte, aber der Eindruck entsprach nicht seinen Erwartungen. Frau von Ballmoden hatte sich wieder in ihre frühere Unnahbarkeit gehüllt und ließ ihn keine Uebereilung büßen.

„Wozu denn diese feierliche Erklärung, Durchlaucht? Es waren ja nur Gerüchte, und ich begreife es ebenso vollkommen wie Ihre anderen Gutsnachbarn, daß Sie sich vorläufig noch die Freiheit Ihrer Entschlüsse wahren wollen. Doch ich glaube, wir müssen nach dem Schlosse zurückkehren; Sie sagten ja, mein Schwager Schönau sei gleichzeitig mit Ihnen gekommen, und ich möchte ihn doch begrüßen.“

Egon verneigte sich zustimmend und war gehorham bemüht, während des Rückweges einen möglichst gleichgültigen und harmlosen Ton anzuschlagen, er sollte ja hier nichts anderes als der „Gutsnachbar“ sein. Im Schloßhofe ergriff er den ersten besten Vorwand, um sich zu verabschieden, der auch sofort angenommen wurde, jedoch nicht, ohne daß eine Einladung zum Wiederkommen hinzugefügt worden wäre, und das war für jetzt die Hauptsache.

„Verwünschte Uebereilung!“ murmelte er, als er davonsprenzte. „Jetzt werde ich wieder so fern als möglich gehalten, vielleicht auf Wochen. Sobald man dieser Frau nur einen Schritt näher kommen will, starrt einem wieder das Eis entgegen. Aber —“ hier leuchtete das Antlitz des jungen Fürsten auf — „aber dies Eis beginnt doch endlich zu schmelzen, ich sah und hörte es an diesem Ton und Blick, da heißt es geduldig sein — der Preis ist es schon werth, daß man ansahrt!“

Egon von Adelsberg ahnte es nicht, daß jener Blick und Ton, auf den er seine Hoffnungen baute, einem anderen galt, und daß man nur von diesem anderen hören wollte, wenn man ihn selbst die Erlaubniß zum Wiederkommen gab.

Der Juli war erst zur Hälfte vorüber, aber die Welt, die eben noch im tiefsten Frieden zu liegen schien, wurde plötzlich aufgeschreckt aus ihrer Ruhe. Am Rhein war ein Blitz aufgeklammert, dessen gellendes, unheimliches Leuchten bis zum Meere und zu den Alpen zuckte, im Westen stand schwer und drohend ein Kriegsgewitter, und bald hallte der Kriegesruf durch das ganze Land.

Auch in Süddeutschland brach es herein wie ein Sturmwind, riß die Mäner aus ihren Lebenskreisen, änderte alle Verhältnisse und stürzte alle Pläne und Berechnungen um. Was vor acht Tagen noch behaglich und sicher im gewohnten Geleise dahinschritt, das wurde jetzt von diesem Sturm ergriffen und fortgerissen.

In Fürstentheim, wo die Tochter des Hauses ihre Verlobung feierte, mußte sie zugleich Abschied nehmen von ihrem Bräutigam, der zu seinem Regimente abging. In Waldhofen, wo man Willibald zu einem längeren Aufenthalt erwartete, erschien dieser plötzlich in stürmischer Eile, um Marietta wiederzusehen in den wenigen Tagen, die ihm noch bis zu seiner Einberufung vergönnt waren. In Ostwalden rüstete sich Adelheid zur Abreise, um ihren Bruder, der bereits unter den Fahnen stand, noch einmal in die Arme zu schließen. Fürst Adelsberg hatte schon auf die ersten Nachrichten hin Rodde verlassen und war nach der Stadt geeilt, wo er gleichzeitig mit dem Herzog eintraf. Die Welt schien auf einmal ein ganz anderes Gesicht bekommen zu haben und die Menschen mit ihr.

In Waldhofen, in dem kleinen Gärtchen des Doktorhauses, stand Willibald und sprach lebhaft und eindringlich zu dem Großvater seiner Braut, der vor ihm auf der Bank saß und nicht ganz einverstanden schien mit dem, was Willy ihm auseinandersetzte.

„Aber, lieber Willy, das ist ja eine Ueberstürzung ohne gleichen,“ sagte er kopfschüttelnd. „Ihre Verlobung mit Marietta ist noch nicht einmal veröffentlicht, und jetzt wollen Sie sich Hals über Kopf trauen lassen! Was wird die Welt dazu sagen?“

„Die Welt findet alles erklärlich im Angesicht der jetzigen Verhältnisse,“ entgegnete Willibald, „und um äußere Rücksichten können wir uns überhaupt nicht kümmern. Ich muß in den Krieg, und da ist es meine Pflicht, Mariettas Zukunft zu sichern, für alle Fälle. Ich ertrage den Gedanken nicht, daß sie nach meinem Tode jemals die Bühne wieder betreten oder von der Gnade meiner Mutter abhängig sein könnte; das Vermögen, dessen Erbe ich dereinst werden sollte, ist in den Händen meiner Mutter, die ausschließlich darüber verfügt. Ich besitze nur das Majorat, das, wenn ich falle, an eine Seitenlinie übergeht, aber unser Familiengesetz sichert der Witwe des früheren Majorats Herrn ein

reiches Wittum. Ich will meiner Braut, wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, aus dem Kriege heimzukehren, wenigstens den Namen und die Lebensstellung geben, auf die sie ein Recht hat — ich kann nicht ruhig in das Feld ziehen, wenn das nicht alles zuvor geordnet ist!“

Er sprach ruhig, aber mit voller Bestimmtheit. Der blöde, unbeholfene Willibald war nicht wiederzuerkennen in diesem jungen Manne, der so klar die Verhältnisse überschaute und seine Wünsche so entschieden vertrat. Er hatte freilich eine Schule der Selbständigkeit durchgemacht in den letzten sechs Monaten, wo er ganz auf sich allein gestellt war und seine Festigkeit im Kampfe mit der Mutter fortwährend erproben mußte, und er hatte etwas gelernt in dieser Schule, das sah man. Auch sein Aeußeres erschien männlicher, vorthelhafter als sonst, er war, wie der Oberforstmeister sich ausdrückte, jetzt erst zum Menschen geworden.

Doktor Volkmar konnte sich seiner Beweisführung nicht verschließen; er wußte am besten, daß Marietta, wenn der Krieg ihr den Verlobten nahm, wieder schußlos und mittellos da stand, und auch ihm sank eine Last vom Herzen, wenn er ihre Zukunft gesichert wußte. Er gab daher die Einwendungen auf und fragte nur:

„Was sagt Marietta dazu? Ist sie einverstanden?“

„Gewiß, wir haben das schon gestern abend, gleich nach meiner Ankunft, beschlossen. Ich sprach ihr natürlich nicht von Versorgung und Wittum, denn sie wäre außer sich gewesen, wenn ich den Fall meines Todes so ausführlich erörtert hätte, aber ich stellte ihr vor, daß sie, wenn ich verwundet werden sollte, als meine Frau sofort, ohne Umstände und Begleitung zu mir eilen und bei mir bleiben könnte, und das entschied. — Wir würden ja ohnehin nur eine stille Hochzeit gefeiert haben.“

Sein Gesicht verdüsterte sich bei den letzten Worten und der Doktor sagte feufzend:

„Zawohl, wir hätten wohl alle keine Neigung gehabt, ein großes Fest zu feiern, wenn das Brautpaar ohne den Segen der Mutter vor den Altar treten muß. Haben Sie denn auch wirklich alles versucht, Willy?“

„Alles!“ versetzte der junge Majorats Herr ernst. „Glauben Sie, daß es mir leicht wird, an einem solchen Tage meine Mutter zu entbehren? Aber sie hat mir keine Wahl gelassen, so muß ich es denn tragen. Ich werde also sofort die nöthigen Schritte thun und habe in Vorausicht dessen bereits meine Papiere mitgebracht.“

„Und Sie glauben, daß eine Verbindung in wenig Tagen möglich ist?“ fragte der Doktor zweifelnd.

„In jetziger Zeit gewiß, die Förmlichkeiten sind auf das Nothwendigste beschränkt und alle Weitläufigkeiten aufgehoben, um eine schnelle Trauung zu ermöglichen, wo es gewünscht wird. Sobald Marietta meine Frau ist, begleitet sie mich nach Berlin und bleibt dort, bis mein Regiment abgeht. Dann kehrt sie zu Ihnen zurück, bis zur Beendigung des Feldzuges.“

Volkmar stand auf und reichte ihm die Hand.

„Sie haben recht, es ist wohl das Beste unter diesen Umständen. — Nun, mein kleiner Singvogel, Du willst also wirklich so geschwind heirathen, wie Dein Bräutigam es wünscht?“

Die Frage war an Marietta gerichtet, die soeben in den Garten trat. Ihre blassen Wangen zeigten noch die Spuren von vergossenen Thränen, aber trotzdem war es ein glückseliger Ausdruck, mit dem sie in Willibaldis Arme flog.

„Ich bin jede Stunde bereit, Großpapa,“ sagte sie innig. „Der Abschied wird uns leichter werden, wenn wir uns ganz angehören, und Du willst ein, nicht wahr?“

Der alte Herr blickte halb schmerzlich, halb freudig bewegt auf das junge Paar, das sich so unmittelbar vor der Trennung noch vereinigen wollte, dann sagte er ergriffen:

„Nun, so heirathet denn in Gottesnamen! Ich gebe Euch aus dem Grunde des Herzens meinen Segen!“

Es wurde nun rasch das Nöthige besprochen. Die Trauung sollte sobald als möglich, selbstverständlich in aller Stille und Einfachheit stattfinden, und Willibald wollte noch heute nach Fürstentheim, um dem Oberforstmeister, der ihm ganz mit der alten Herzlichkeit die Wiederverlobung seiner Tochter gemeldet hatte, den eben gefaßten Entschluß mitzutheilen. Dann ging Doktor Volkmar, um einen Krankenbesuch zu machen, und Willy blieb mit seiner Braut allein. Sie hatten sich so lange nicht gesehen, und jetzt lag die Zukunft so schwer und drohend vor ihnen! Aber die nächsten Stunden und Tage gehörten ihnen noch, und in diesem Gedanken waren sie trotz alledem glücklich.

In ein halblautes Geplauder vertieft, bemerkten sie es nicht, daß die Thür des Hauses geöffnet wurde und jemand mit langsamen, etwas zögernden Schritten den Hauptgang entlang kam. Erst das Raufen eines Frauenkleides auf dem Kies des Bodens machte sie aufmerksam, und plötzlich sprangen beide auf.

„Meine Mutter!“ rief Willy im freudigen Schreck, legte aber gleichzeitig den Arm um Marietta, als wollte er sie schützen vor einer erneuten Kränkung, denn das Gesicht der Frau von Eschenhagen, die einige Schritte entfernt stehen geblieben war, erschien hart und finster und in ihrer Haltung lag nichts, was auf Veröhnlichkeit deutete. Ohne das junge Mädchen zu beachten, wandte sie sich ausschließlich an ihren Sohn.

„Ich hörte von Adelheid, daß Du hier seist,“ begann sie in einem ziemlich herben Tone, „und da wollte ich mich doch erkundigen, wie es jetzt in Burgsdorf steht. Hast Du für eine Vertretung gesorgt während Deiner Abwesenheit? Man weiß ja nicht, wie lange der Feldzug dauert.“

Der freundige Ausdruck in den Zügen des jungen Majorats Herrn verschwand — er hatte doch auf eine andere Begrüßung gehofft bei diesem unerwarteten Erscheinen der Mutter.

„Ich habe nach Möglichkeit Vorsorge getroffen,“ versetzte er. „Der größte Theil meiner Leute ist allerdings einberufen, auch der Inspektor muß in diesen Tagen fort, und ein Ersatz ist in jetziger Zeit nicht zu beschaffen. Die Arbeiten werden daher aufs Nothwendigste beschränkt und der alte Mertens wird die Oberaufsicht führen.“

„Der Mertens ist ein Schaf!“ sagte Regine mit der alten Verbitterung. „Wenn der die Fägel führt, geht es drunter und drüber in Burgsdorf. Da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß ich selbst hingehe und nach dem Rechten sehe.“

„Wie, Du wolltest —?“ rief Willibald; aber seine Mutter schnitt ihm ohne weiteres das Wort ab.

„Denkst Du, ich werde Dein Hab und Gut zugrunde gehen lassen, während Du im Felde stehst? In meinen Händen ist es sicher aufgehoben, das weißt Du; ich habe lange genug das Regiment geführt, und das werde ich auch jetzt thun, bis Du wieder zurückkommst.“

Sie sprach noch immer in dem harten, kalten Tone, als wollte sie jedes wärmere Gefühl ausschließen; aber jetzt trat Willy, seine Braut noch im Arme, dicht vor sie hin.

„Um mein Hab und Gut sorgst Du Dich, Mama!“ jagte er vorwurfsvoll. „Das willst Du in Deine Obhut nehmen; aber für das Beste und Liebste, was ich besitze, hast Du kein Wort und keinen Blick? Bist Du wirklich nur gekommen, um mir zu sagen, daß Du nach Burgsdorf gehen willst?“

Um die Lippen der Frau von Eschenhagen zuckte es, ihre herbe Zurückhaltung wollte nicht mehr standhalten bei dieser Frage.

„Ich kam, um meinen einzigen Sohn noch einmal zu sehen, ehe er in den Krieg, vielleicht in den Tod geht!“ sagte sie mit schmerzlicher Bitterkeit. „Ich mußte es von anderen hören, daß er gekommen sei, um von seiner Braut Abschied zu nehmen. Zu seiner Mutter kam er nicht! Und das — das konnte ich doch nicht ertragen!“

„Wir wären gekommen!“ rief der junge Majorats Herr, „wir hätten vor der Abreise noch einen letzten Versuch gemacht, Dein Herz zu gewinnen. Sieh Mutter, hier ist meine Braut, meine Marietta — sie wartet auf ein freundliches Wort von Dir.“

Regine warf einen langen Blick auf das junge Paar, und wieder zuckte es schmerzlich in ihrem Gesichte, als sie sah, wie Marietta sich schen und doch zuversichtlich an die Brust des Mannes schmiegte, in dessen Schutz sie sich jetzt so sicher wußte. Die mütterliche Eifersucht bestand einen letzten, schweren Kampf, aber endlich gab sie sich überwunden. Frau von Eschenhagen streckte dem jungen Mädchen die Hand hin. (Fortsetzung folgt.)

„Rembrandt als Erzieher.“

Ideen eines niederdeutschen Idealisten.

Von Johannes Proelß.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Rembrandt als Erzieher“ lautet der Titel eines Buchs, das vor wenig Wochen erst erschienen, schon viel von sich reden gemacht und — obgleich nach Gedankengang und Vortrag keine leichte Lektüre — bereits die neunte Auflage erlebt hat. Ein Buch über Rembrandt, gelehrte Untersuchungen über einen altbekannten Maler — und eine solche Wirkung; da muß ein allgemeines zeitgenössisches Interesse im Spiele sein. Wohl ist der Titel geeignet, Neugierde bei litterarischen Feinschmeckern zu erwecken, er klingt räthselhaft, Ueberraschung verheißend; aber das genügt nicht zur Erklärung der überraschenden Theilnahme, die das Buch findet. „Rembrandt als Erzieher“ und — „von einem Deutschen?“ Was soll diese Betonung einer Selbstverständlichkeit, und wieso ist Rembrandt ein Erzieher? Ein Maler ist kein Pädagog. Von Dichtern läßt sich das eher sagen. Rousseau — Goethe — Defoe — sie haben pädagogische Romane geschrieben; Herber, Schiller, Lessing stellten Ziele auf für die Erziehung des Menschengeschlechts. Und in übertragenem Sinne wirkt jeder Dichter erzieherisch. Aber ein Maler? Haben wir nicht gelernt, ein guter Maler werde nicht Gedanken und Ideen darstellen, sondern Bilder schaffen, die unmittelbar ein Stück Leben wiedergeben, das er mit besonderer Empfindung seines malerischen Werthes erkannt und erschaut hat? Und ist nicht Rembrandt gerade solch ein Maler? Gewiß — sein Beispiel, die Art, wie er aufgefaßt und gemalt hat, sie können auf neue Künstlergenerationen belehrend und befuernd wirken, wie dies allbereits in verschiedenster Weise, namentlich während des letzten Jahrhunderts, geschehen ist. Solch vorbildliches Wirken eines alten Meisters ist aber wohl kaum gemeint. Die Erziehung hat nicht die Kunst, sondern das Leben zum Zweck.

Uebersichten wir Rembrandts Schaffen: die „Anatomic“, die „Nachtwache“, seine lebensvollen Bildnisse, seine realistischen Darstellungen aus der Erdenwallfahrt des Erlösers; erfassen wir diese

genialen Gemälde und Radirungen in ihrem innersten Kern, der uns stets etwas eigenthümlich Schönes offenbart als Blüthe eines tiefen, ins Weien der Dinge sich bohrenden Wahrheitsdranges, vielleicht daß hier uns die Lösung des räthselvollen Titelmotivs wird! Wie er selber uns aus seinem bekanntesten Selbstporträt entgegenlacht, sein blühend Weib, die fröhliche Sastia, auf dem Knie, bei schäumendem Pökal unschuldiger Festlust hingegeben, das läßt sich in der That deuten als ein freudetrozig „Gaudemus“, welches herausfordernd in unsere nachdenkliche, schier überernte Zeit von seinen Lippen herüberklingt. Sein „guter Samariter“ kann den Zug unserer Zeit zur Bethätigung von Milde und Barmherzigkeit im Dienst des öffentlichen Wohles bestärken. So manchen seiner Darstellungen aus der Sphäre gedrückt Menschenthums und düsterer Lebensenge, die aus der inneren Helle seines theilnehmenden Gemüths ein verklärend Licht erhielten, das sich mit dem gegebenen Duster künstlerisch zu jenem Hellbunzel verschmolz, das für seine Art zu schauen und zu schaffen so bezeichnend ist, auch ihnen ist ein lebendiger Bezug zur Gegenwart zu entnehmen: die Mahnung, daß es kein Dunkel des Lebens giebt, wo das Licht der Sonne nicht hindringt, und daß der Schatten es ist, der die Wohlthat des Lichts erst recht fühlbar macht. Aber alle diese Beziehungen ergeben doch kaum hinreichenden Stoff für 300 dichtbedruckte Seiten Text über Rembrandts Beruf zum Erzieher, nicht genügenden Anlaß, daß gerade in unseren Tagen „ein Deutscher“ offenbar für alle seine Mitdeutschen den ernst-heiteren Meister von Amsterdam aufsucht als Erzieher, und keine Erklärung für die Wirkung solcher Bewunderung.

Und doch kündigt dieser vieldeutige Titel eine Schrift an, die nichts mehr und nichts weniger will, als die Grundsätze aufstellen für ein großes reformatorisches Selbsterziehungswerk der gesammten deutschen Nation. Die Zeit nach einem Thronwechsel gleicht nicht darum nur dem Frühlingstreiben in der Natur, daß in ihr die Hoffnung regiert auf Erfüllung so mancher Wünsche, die sich in der Zeit vorher nicht hervorwagten, auch ein Spritzen und Sprossen von frischer Triebkraft ist für sie charakteristisch.

* „Rembrandt als Erzieher.“ Von einem Deutschen. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1890. gr. 8°, A 2, —.



Erste Lorbeeren.

Nach einem Gemälde von Luigi Bechi.

Unkraut und fruchtverheißender Keim schießt gleich fröhlich empor, und auch der zukunftslose Schöpfung träumt von einer Blüthenkrone, die einst goldene Früchte tragen soll: so bringt jeder Tag in solcher Zeit neue Reformvorschläge, neue „Blüthenträume“. Ach, das wenigste davon sieht seinen Herbst und besteht in den Tagen der Ernte!

Zu den Schriften, die das Bewußtsein erzeugt hat, daß wir in eine Ära von Reformen getreten sind, die den inneren Ausbau unseres Deutschen Reichs im Schutze gesicherten Friedens bezwecken, zählt auch unser Buch. Aber während die Reformschriften, die seit dem Ableben des ersten Hohenzollernkaisers Kunde gaben von Hoffnungen und Wünschen im Volke, fast alle politischer oder volkswirtschaftlicher Natur waren und irgendwie im Zusammenhang standen mit den Fragen der Sozialpolitik, stellt diese eine das dem sozialistischen entgegengesetzte Prinzip, das der individuellen Freiheit, in den Vordergrund der Betrachtung und erwartet von seiner Pflege das Heil der Zukunft des Vaterlandes.

Der Unterschied ist wohl jedermann klar. Während der Sozialismus nach dem Prinzip der Gleichheit durch gemeingütige Einrichtungen, Gesetze und Vorschriften, die den Einzelwillen auch in den persönlichen Angelegenheiten dem Willen der Gesamtheit unterwerfen, das Glück der Menschheit herbeiführen will, beruht der Individualismus auf der Ueberzeugung, daß alle höhere Offenbarung menschlichen Könnens und Wollens, alles echte Glück auf der Freiheit der Persönlichkeit beruht: im Denken, Fühlen und Handeln sich selbst zum Ausdruck zu bringen, gemäß dem Goethe'schen Spruche:

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!“

Diese Ueberzeugung zum Lebensgrundsatz erhoben, im Lehren und Lernen, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, dies heißt Individualismus. Für eine Wiedergeburt von deutscher Art und Kunst im Geiste des Individualismus einzutreten zu Ruh und Vorteil des inneren Glücks und der geistigen Macht der Deutschen, dies ist der Zweck dieses Buchs. Die stärkste Hilfe dabei erwartet es von der Kunst. Und zu diesem Werke der Selbsterziehung und Selbstbefreiung ruft der ungenannte Verfasser den Meister Rembrandt Harmensz van Ryn aus der Schattengewelt des 17. Jahrhunderts in der Gegenwart Bann als segenspendenden Schutzpatron. Warum einen Holländer? Und einen Maler? Warum nicht Goethe? Oder Lessing? Oder Ulland? Jeder dieser drei großen deutschen Männer hat auf seine Art in Kunst und Leben sich als Vertreter und Verfechter jenes Individualismus bewährt, über dessen Verfall der Verfasser klagt und von dem die Geschichte uns lehrt, daß alle Blüthe unseres Kunst- und Geisteslebens in ihm seine Wurzel hatte. Alle drei stehen unseren Geisteskämpfen, unserem Denken und Empfinden doch wahrlich näher als der bereits bei Lebzeiten vereinfachte große Maler Alt-Hollands! Die Ueberzeugung des Verfassers, daß vornehmlich die niederdeutschen Volkselemente Beruf und Kraft haben, aus sich heraus in unseren Tagen die allgemeine Wiedergeburt des deutschen Volkstums zu einem zukunftskräftigen Individualismus zu bewirken, giebt die Antwort auf diese Frage. Das Niederdeutschthum sei die noch ungebrochene Reserve deutscher Ursprünglichkeit. Diese Ueberzeugung verleiht dem Buche seine höchst eigenthümliche, oft zum Widerspruch reizende, immer wieder aber auch fesselnde Physiognomie. In ihr wurzeln auch die mancherlei Irrthümer, Meinungen und Schrollen, welche die schöne Wahrheit umwuchern.

Während andere Verfechter des Individualismus in Deutschland die Ursachen seines Niedergangs einestheils vor allem in der ungeheuren Anspannung aller Kräfte beim großen Werke der Begründung des Reichs und seines Ausbaus zur wehrhaften Vormacht des Weltfriedens, andertheils in der Inanspruchnahme der Volksseele durch die wirtschaftlichen Reformarbeiten und Kämpfe erblickt haben, findet unser „Rembrandtianer“ die Hauptursache in den Zuständen moderner Bildung und ihren „nivellirenden und atomisirenden“, das heißt gleichmacherischen und auflösenden Strebungen.

„Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden,“ so beginnt seine Anklage, „daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, einig-

meinen auch, des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerfällt allseitig in Specialismus (Erforschung von Einzelheiten); auf dem Gebiete des Denkens wie der schönen Litteratur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos.“ Architektur und Kunstgewerbe befinden sich auf einer beständigen Hejrag, ohne dabei zu einem eigenen neuen deutschen Stil zu gelangen. Der gesammten Bildung der Gegenwart macht der „Deutsche“ den Vorwurf, daß sie eine „historische, alexandrinische, rückwärts gewandte“ sei. Nicht neue Werthe zu schaffen sei ihre Sorge, sondern alte Werthe zu registriren. Diese einseitige wissenschaftliche Bildung, deren höchster Stolz die naturwissenschaftliche Objektivität, die mikroskopisch erforschte Einzelercheinung sei, lasse bereits viele unbefriedigt. Sie blicke aus nach neuen Bildungsidealien. Es sei im deutschen Geistesleben ein Drängen unverkennbar, das an der Stelle der wissenschaftlichen, zergliedernden eine künstlerische zusammenfassende Weltanschauung zu gewinnen suche.

„Gegenüber dem Niedergang der herrschenden wissenschaftlichen Bildung einerseits und dem Aufgang einer kommenden künstlerischen Bildung andererseits liegt es nahe, nach den Mitteln zu fragen, um beide Vorgänge möglichst zu fördern, zu regeln, klar abzuwickeln. Das deutsche Volk ist in seiner jetzigen Bildung überreif; aber im Grunde ist diese Ueberreife nur Unreife. . . Ueberkultur ist thatsächlich noch roher als Unkultur. Hier haben also etwaige neue erzieherische Faktoren anzusetzen; und zwar werden sie gerade entgegengesetzt wirken müssen wie die bisherige oder gewöhnliche Erziehung: das Volk muß nicht von der Natur weg, sondern zu ihr zurückgezogen werden. Durch wen? Durch sich selbst. Und wie? Indem es auf seine eigenen Kräfte zurückgreift.“

Als Grundlage dieser Kräfte des Deutchthums wird nun, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, der Individualismus gepriesen. Er sei die tiefste Seite des deutschen Wesens. Er verlange ein Wirken und Schaffen gemäß der eigenen Natur des Einzelnen, von innen heraus. Er sei der geschworene Feind der Schablone, der mechanischen Bildung, der Resignation. Er setze das Gemüth und die Seele in ihre Rechte wieder ein und lehre den nüchternen Verstand, sich bescheiden. „Der Instinkt treibt die gegenwärtigen Deutschen ganz richtig, wenn sie anfangen, mehr auf künstlerische als auf wissenschaftliche Ziele auszuweichen; aber eben dieser Instinkt sollte sich jetzt zum vollen Bewußtsein erheben und zur lebendigen That verwirklichen. Deutschland, das auf dem Gebiete der militärischen und sozialen Reform allen anderen europäischen wie auferuropäischen Staaten voranging, sollte dies nun auf dem Gebiete der künstlerischen wie geistigen Reform thun; und es kann es nur thun, wenn es sich theoretisch und praktisch zu dem bekennet, was der Inhalt seines Seins, der Inhalt der Kunst, der Inhalt der Welt ist: Individualismus.“ Dieser halte die rechte Mitte zwischen dem überspannten, im Allgemeinen sich verlierenden Idealismus früherer Tage und dem am Stoff klebenden, geistlosen Specialismus der Gegenwart. Die Erziehung zum Individualismus habe aber die Willensfreiheit des Einzelnen der persönlichen Willkür zu entziehen und der Volksindividualität, dem Nationalcharakter und dem Nationalbedürfniß anzupassen.

In solchem Sinne habe der Einzelne die Vergangenheit der Nation auf sich wirken zu lassen. Aus der Geschichte müßten ihm so die Ideale für die eigene Gegenwart erwachsen. „Deutschland soll seine Ideale den Zeiten und seine Zeiten den Idealen anpassen.“ „Die heutigen Deutschen, deren Großväter eine ideale und deren Väter eine historische Bildung besaßen, haben aus den Bildungsergebnissen der beiden vorbegehenden Generationen die Summe zu ziehen, indem sie sich ‚historische Ideale‘ wählen.“ Die Geistesheroen eines Volkes seien seine berufensten Erzieher. „In politischen Zeiten wird man auf politische Helden, in künstlerischen Zeiten auf künstlerische Helden hinsehen müssen; immer aber wird es darauf ankommen, in diesen Männern nicht das Vorübergehende, ihre spezielle Leistung, sondern das Bleibende, ihre innere Gesinnung nachzuahmen.“ Als solch ein historisches Ideal, als solch ein künstlerischer Held wird uns Rembrandt empfohlen. Daher das Wort: Rembrandt als Erzieher.

Dieser niederdeutsche Künstler in seiner überquellenden, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit, in seiner großartigen Unabhängigkeit

und unwillkürlichen Volksthümlichkeit, könne mit seinem Vorbild als Gegengift dienen gegen das deutsche „Schulmeisterthum“. Nicht nachgeahmt solle er werden in seiner Kunstübung, sondern seine Kunstgesinnung solle auf die deutschen Künstler, auf die Gebildeten, das Volk Deutschlands als Beispiel wirken. Seine Kunst wie sein Charakter wüchsen von innen heraus, entwickelten sich nach den Gesetzen seiner Natur, darin sollten wir's ihm gleich thun. „Kein Künstler hat weniger Tradition in sich wie er, und kein Volk leidet so sehr unter der Last der Tradition wie die Deutschen; dadurch ist er im vorhinein ihr Befreier.“ Das Publikum solle jene Eigenschaften eines unentwegten Individualismus und einer unentwegten Selbsttreue an den Künstlern nicht nur dulden, es solle sie fordern; vor allem aber sollte der so ungemein knorrige Künstlerkopf Rembrandts ihm als eine Mahnung vor Augen stehen, den hohen Werth der künstlerischen Einzelseele unter allen Umständen zu beachten, zu schätzen, auszunutzen. Nicht das, was der Markt und die herrschenden Zeitströmungen von ihm verlangen, solle der Künstler schaffen, sondern das, wozu ihn sein innerstes Herz treibt; darauf beruhe sein künstlerisches Seelenheil. Daß Rembrandt dafür aber ein so hervorragendes Muster sei, erkläre sich vor allem daraus, daß seine ungebundene Individualität der erhöhte Ausdruck war des Volkscharakters, der ihn gebildet. „Starke Persönlichkeit erwächst nur aus starkem Stammesgeist und dieser nur aus starkem Volksgeist; die Betriedsamkeit, Freiheitsliebe, Gemüthsstiefe, Schlichtheit des holländischen Charakters spiegelt sich in Rembrandts Werken mehr als irgendwo.“ Den provinziellen Charakter seiner Malerei stellt der Verfasser den Deutschen von heute als Muster auf. „Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen über ihrer politischen Zerfegung vielfach abhanden gekommen; . . . damit ist ein Stück Volksthum verloren gegangen, das wieder erobert werden muß.“ Vor allem durch die Kunst. Der rechte Künstler könne nicht lokal genug sein. Den Schattierungen der Natur habe die Kunst zu folgen. Auch die Städte, Landschaften haben ihre Individualität. Eine rechte Kunst könne nur aus dem mannigfach miancirten und doch in sich einheitlich verbundenen Volkscharakter entstehen. Jeder landschaftlichen Eigenart entspreche eine besondere Kunstübung. In den heimathlosen Millionenstädten dagegen würden Kunst und Künstler schnell verzehrt, aber selten erzeugt. „Das athemlose Jagen nach Gewinn, welches an solchen Orten herrscht, ist höheres Interessen nicht förderlich; und eine Kunstpflege, die nur Mode- sache, ist nicht einmal zu wünschen; auch würde es sicher besser vermieden, daß einzelne sittliche Schattenseiten des millionenstädtischen Lebens auf künstlerischem Wege noch mehr in Umlauf kommen, als es ohnedies schon der Fall ist.“ In einem späteren Kapitel werden diese Gedanken mit direkter Beziehung auf das Berlin der Gegenwart näher ausgeführt. Der Geist fühler Nächstenheit, der hier einst in Nicolai gegen Goethe sich aufgelehnt habe, habe auch in der Reichshauptstadt von heute die Oberherrschafft. Den übermächtigen Einfluß Berlins auf das geistige und künstlerische Leben von Altdeutschland, den es durch seine politische Stellung erlangt hat, bezeichnet unser Buch daher als unheilvoll.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ausführung dieser nur kurz skizzirten Grundgedanken des Werkes näher einzugehen. Unsere Aufgabe war, die Ziele desselben klar und kurz zu kennzeichnen auch für solche, denen das Buch selbst zu gelehrt geschrieben ist. Dies ist es in hohem Grade. So sehr es gegen das Professorenthum zu Felde zieht, so wenig verleugnet es seinen Ursprung aus der Gelehrtenstube. Es eifert gegen die moderne Sucht, zu citiren; wenn ich aber die in ihm enthaltenen Citate auf 1000 schätze, so ist diese Schätzung gering. Es hat kein Genüge daran, den Geist des Autors klar zu entwickeln, die Form des Ausdrucks will auch „geistreich“ sein. Seine Ausführungen, daß die geistig Vornehmen im Volksthum ihren besten Rückhalt hätten, sind allzu ausschließlich für die „Vornehmen“ gedacht und geschrieben, als daß sie echt volksthümlich wirken könnten. Vor allem aber ist es der vielfach bemerkbare Kampf gegen berühmte Gelehrte von Geltung, der — an die Art Schopenhauers und Dührings erinnernd — den Rückschluß gestattet, daß der Verfasser selbst ein Mitbürger der deutschen Gelehrtenrepublik ist. Obgleich gegen den Pessimismus ankämpfend — er führt dabei das schöne Goethische Wort an: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe,

überall in der Welt das Gute zu sehen“ —, entwirft er zu Gunsten seiner Zukunftsideen von dem Kunst- und Geistesleben der Gegenwart ein zu düster gefärbtes Bild. Namentlich unterschätzt er die Popularisirung des Wissens und der Kunst; sie ist doch erst die Voraussetzung, an die sich seine Hoffnungen knüpfen, auch die Masse des Volkes für seine Ideale zu gewinnen.

Um der großen Gesichtspunkte willen, die er aufstellt und verfolgt, sind diese vielen Abschweifungen von der Hauptsache und der Wahrheit zu bedauern. Im besonderen schwächt seine einseitige Hervorhebung der Vorzüge und Verdienste des niederdeutschen Volkscharakters — so lesens- und beachtenswerth viele dieser Aeußerungen auch sind — das großnationale Grundstreben ab, das seinen Reformplänen doch innewohnt. Diese Einseitigkeit verleitet ihn sogar dazu, die Herkunft von Lessing für das niederdeutsche Friesland in Anspruch zu nehmen, ohne weiteren Anhalt, als daß die Endung „ing“ bei friesischen Familiennamen häufig sei. Ueberhaupt gestattet er sich in Bezug auf die Herkunft bedeutender Menschen die seltsamsten Sprünge. Einmal zieht er aus dem Wohnort eines Zugewanderten Schlüsse auf seinen Stammescharakter und bei anderen verfolgt er die Abkunft bis in weit zurückliegende Jahrhunderte. Obgleich er sich immer wieder genöthigt sieht, die Oberdeutschen Schiller und Goethe heranzuziehen, wenn er geschichtliche Zeugen braucht für seine begeistertsten Ansichten über den Werth des individualistischen Prinzips in Kunst und Leben, so verlegt er doch die eigentliche Heimath des Individualismus nach dem deutschen Norden, nach „Niederland“.

Dies Parteinehmen ist ein großer Fehlgriß. Freuen wir uns, daß der Boden für seine Anregungen zur Belebung des hohen Kulturprinzips überall in Deutschland gut gepflegt und fruchtbar ist. Der Hauptmangel des Buchs aber ist, daß seine Forderungen nicht in Einklang gebracht sind mit den Gesetzen des technischen und politischen Fortschritts, die unserer Zeit ihren Charakter geben. Wer gegen Freizügigkeit in Sachen der Bildung eifert, wer den unennbaren Gewinn nicht einsieht, den all die Errungenschaften moderner Verkehrsentwicklung dem Leben, der Kunst wie der Wissenschaft bringen, der steht der Gegenwart — trotz allen wohlbegründeten Reformdranges — in vielem als Romantiker gegenüber. Auch die Freizügigkeit, die Verkehrsfreiheit werden dem von innen heraus schaffenden Künstler zugute kommen. Wüßte die Individualität Dürers etwas ein, weil er nach Italien und nach Holland zog? Oder gewann sie dadurch nicht vielmehr erst recht an Kraft und Klarheit wie an Einsicht in die eigenen Ziele? Wir hatten's in dieser Beziehung mit Gottfried Keller, dem oberdeutschen Dichter, der aber von sich selbst gesagt hat, daß seine Entwicklung ohne seinen Aufenthalt und seine Reisen in Norddeutschland nicht zu denken sei. Als bei Beginn des Eisenbahnwehens Justinus Kerner im „Stuttgarter Morgenblatt“ ein Klagegedicht hatte ertönen lassen über die Gefahren, welche der Poesie vom Zeitalter des Dampfes drohen, da fand der starke Geist des Zürichers die folgende zukunftsfrohe Entgegnung:

„Was deine alten Pergamente
Von totem Zauber kund dir thun,
Das seh ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie leuchtend glüh'n und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indeß das Menschentum zu blühen
Und singen wieder Ruße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durch's Morgenroth kam herauffahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Becher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Sinab in das verlass'ne Meer.“

Der echte Individualismus braucht keinen Kulturfortschritt zu fürchten; er wird vielmehr jeden stets seinen eignen Zwecken nutzbar zu machen wissen. Er bedarf nicht der Spaltung in Oberdeutsch und Niederdeutsch; „das ganze Deutschland soll es sein“, heißt es auch hier.

Blätter und Blüten.

Noch einmal von den Schußwunden in künftigen Kriegen. Zur Vervollständigung unseres Artikels in Nr. 10 möchten wir an dieser Stelle noch der Arbeiten derer gedenken, welche zuerst die Erklärung der durch Kintentugeln verursachten Verletzungen im menschlichen Körper gegeben haben und an deren Ergebnisse die Versuche von Prof. Bruns sich anschließen. Busch und Kocher waren es, welche zuerst die explosionsartige Wirkung der Nahschüsse durch den hydraulischen Druck zu erklären versuchten. Das größte Verdienst gebührt aber auf diesem Gebiete Dr. Mejer, Stabsarzt am Kadettenhause zu Potsdam. Durch Versuche über die Temperatur der Geschosse stellte er zuerst unzweifelhaft fest, daß die Erwärmung derselben im Körper — entgegengelehrt den bisherigen Annahmen und Berechnungen — keineswegs den Schmelzpunkt erreicht, daß die Entformung derselben also auch nicht durch Schmelzung, sondern durch mechanische Stauchung entsteht. Indem er ferner Versuche mit dem Manometer anstellte, erbrachte er den vollständigen Beweis, daß der hydraulische Druck die Ursache der explosionsartigen Verletzung sei. Auf Grund des Nachweises, daß die Größe dieses hydraulischen Druckes, somit auch die Größe der zerstörenden Wirkung der Geschosse außer von dem Flüssigkeitsgehalte des getroffenen Körpers auch von der Geschwindigkeit und Belastung, besonders aber von der Größe der Angriffsfläche des auftreffenden Geschosses abhängt, und namentlich auf Grund der Beobachtung, daß gerade die sich im Körper vollziehende Stauchung und Abspaltung des Bleigeschosses die Hauptursache der gewaltigen Zerstörung bei Nahschüssen bildet, während ein sich nicht entformendes Geschoss (Kupfer, Stahl) diese „unbeabsichtigte“ Nebenwirkung nur in bedeutend geringerem Grade zeigt, trat derselbe schließlich warm für Verabreichung des Kalibers und Einführung eines sich nicht oder nur wenig entformenden Geschosses und im Besonderen für die Lorenzischen Compoundgeschosse als eine Forderung der Humanität ein. Die großen Vorzüge dieser Geschosse hat unter anderen namentlich auch B. v. Wed., der frühere Generalarzt des XIV. Armeecorps, durch ausgedehnte Versuchsreihen überzeugend nachgewiesen. Von Oberlieutenant Bode erfunden und von Lorenz, dem Besitzer der deutschen Metallpatronenfabrik in Karlsruhe, wesentlich vervollkommen, stellen die jetzt eingeführten „Mantelgeschosse“, deren Mantel allerdings bei mehreren Nationen nicht mit dem Kern verflochten ist, einen Fortschritt dar, der durchaus deutsches Verdienst ist.

Ungelehrter Jüngling. (Zu dem Bilde S. 365.) Es muß doch auch von Logik, Grammatik und Arithmetik etwas verstanden, das Herrenschichten, das gehört zum guten Ton und ist einmal so Sitte. Also muß der würdige Reichthümer des grälischen Hauses das schwierige Amt übernehmen, dem Jungen neben den Lehren des Glaubens auch noch die Anfangsgründe der Wissenschaft beizubringen, denn weit umher ist der geistliche Herr der einzige Vertreter der höheren Gelehrsamkeit. Und es scheint auch, als ob er das bleiben sollte. Denn sein vornehmer Jüngling zeigt nicht die mindeste Veranlagung für feinere Gedankenarbeit; der sieht ihn nur mit gutmüthigem Lächeln verständnislos ins Gesicht, verständnislos für seine Weisheit und verständnislos für seine fürchterliche Erregung, als wollte er sagen: „Warum denn so heftig? Es thut doch gar nichts, wenn ich das nicht behalte!“

Und wenn wir genauer zusehen, so können wir uns über den Standpunkt des Jungen nicht einmal so sehr wundern. Die süßige Umgebung des Reichthums, die ihn umschmeichelt, löst den Glauben an die Nothwendigkeit ernster Arbeit nicht in ihm aufzulösen. Das weiche Kissen, auf das er seine Füße setzt, der bequeme Stuhl, in den er sich zurücklehnt, sie sind ein Sinnbild seines Daseins — also wozu sich noch anstrengen? Er kennt den Ernst des Lebens noch nicht und will ihn

nicht kennen; es ist ja so lustig auf der Welt! Freilich, stellen wir uns vor, daß der Ernst doch einmal an ihn herantreten werde, da wird er ihm gerade so hilflos gegenüberstehen wie den logischen Entwicklungen seines Lehrmeisters, aber das vergnügliche Lächeln wird verschwunden sein von den weidlichen Lippen!

Erste Lorbeer. (Zu dem Bilde S. 369.) Der Künstler führt uns in die „Ciociaria“ — so heißt im Volksmund das Grenzgebiet zwischen dem Römischen und Neapolitanischen — und läßt uns in das Innere einer Ciociarenwohnung blicken, wo Menschen und Federvieh vertraulich wie in Noahs Arche beisammen haufen. Ein Korb mit Stroh dient den piepsenden Dausgenossen zum nächtlichen Unterschlupf, und es gehört gewiß zu den Obliegenheiten unseres kleinen Hausmütterchens, die Küchlein jeden Abend sorglich in ihre Streu zu betten. Auch der geweihte Oelzweig, der, am Palmsonntag gebrochen und vom Pfarrer eingesegnet, das ganze Jahr über vor Krankheit, Wetter und Hagelschlag Schutz verleiht, darf an der Wand nicht fehlen.

Das fleißige Kind lehnt an der geschnittenen Lade und lauscht wohlgefällig dem Spiel des kleinen Freundes, während die geschickten Finger doch nicht aufhören, den Faden zu drehen und die Spindel zu werfen. Der Junge dagegen hat das bessere Theil erwählt; ungestört kann er sich der Welt von Musik und Kosikie hingeben, die in seinen Augen träumt. Das Vieh, das er zur Weide treiben soll, mag sich ruhig draußen verkaufen, indes er der dankbaren Zuhörerin auf der „Ciaramella“ die selbsterfundnen Weisen bläst.

Und der kleine ländliche Improvisator denkt vielleicht an die schöne große Stadt Neapel, von der sie ihm erzählt haben, daß er dort mit seinen Talenten eines Tages sein Glück machen könnte, er denkt vielleicht an das Fest von Piedigrotta, wo alljährlich die Volkslieder aus Stadt und Land zusammenströmen, um unter Bechen und Schmausen die ganze Nacht hindurch im Weistreit ihre neuen Lieder vorzutragen, bis das schönste mit dem Preise gekrönt wird und von da in den Mund des Volkes übergeht. Das steht fest, daß auch unser kleiner Künstler sich eines Tages dort auszeichnen wird; alsdann wird er sich in seinem Triumphe auch der kleinen Freundin erinnern, die ihn zuerst durch ihren Weisfall ermuntert hat, und er verwendet gewiß seinen Preis dazu, ihr ein schönes Paar Ohrgehänge von Korallen zu schenken, wie es alle ihre Freundinnen tragen und woran es ihr offenbar noch zu fehlen scheint.

Wenn es aber wahr ist, daß ein Lächeln aus lieblichem Munde für den Sänger der schönste Preis ist, so hat unser kleiner Freund seinen Lohn schon jetzt dahin.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

B. T. in B. Sie wünschen, daß wir an die Leser der „Gartenlaube“ die Frage richten, „in welcher Gegend man mit beschränktem Mitteln (circa 3500 M.) eine Heimath sich gründen könnte, und zwar in einem Lande, wo deutsche Sprache und lutherische Religion nicht ausserachtet werden sollen.“ Wir erfüllen hiermit Ihre Bitte und werden Ihnen eingehende Antworten feinerzeit zuhellen.

G. H. W. in C. Das uns angeforderte Exemplar der „C. V.“ ist uns bis jetzt nicht zugegangen.

E. H. in Leipzig. Zu Ihrer Vernehmung „in den Papirtrod gemindert“.

H. V. G. in Stockholm. Zur Vermeidung des Bandwurms giebt es viele Mittel, die jeder Arzt kennt und über deren Anwendung Sie sich mit einem Arzte in Verbindung setzen müssen. Vor den in Zeitungsanzeigen angebotenen Geheimmitteln ist entschieden zu warnen. Das sich allgemein verständlich über die Naturgeschichte des Bandwurms sagen läßt, das finden Sie in Rods „Wund von gewunden und kreuzten Menschen“.

H. B. in Götting. Dr. Göttinger, dessen Verdienste um die Göttinger Augenblicke Sie aus unserem Artikel in Nr. 13 kennengelernt haben, hat auch sehr einen mühseligen Leitfaden über „Augenblicke“ verfaßt, der bereits in zweiter Auflage (Kreuznach und Leipzig, K. Wolgländer) erschienen ist.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor Dr. Carl Ernst Bokk.

Siebente Auflage,

bearbeitet von Dr. Max von Zimmermann.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

„Bokk's kleine Gesundheitslehre“ ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direct bei der Verlagsbuchhandlung von

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Inhalt: Madonna im Rosenhag. Nennen von Heinrich Lermann (Fortsetzung). S. 257. — Unschuldb. Bild. S. 257. — Die Gänsehüterin. Gedicht von Victor Blüthgen. Mit Bild. S. 261. — Der Schlot. I. Der lange Schlot. Sagen und Märchen. S. 262. — Flammenschiff. Roman von G. Werner (Fortsetzung). S. 263. — Ungelehrter Jüngling. Bild. S. 265. — „Nembrenit cis Erzieher.“ Arien eines weltberühmten Idealisten. Von Johannes Breuß. S. 265. — Erste Lorbeer. Bild. S. 269. — Blätter und Blüten: Noch einmal von den Schußwunden in künftigen Kriegen. S. 372. — Ungelehrter Jüngling. S. 372. (Zu dem Bilde S. 365.) — Erste Lorbeer. S. 372. (Zu dem Bilde S. 369.) — Kleiner Briefkasten. S. 372.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:

Deutsche Jugend.



Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Inhaltsverzeichnis des 8. Heftes, Band VIII (Preis des Heftes 40 Pf.):

Fort Vertheil. Erzählung aus Sematra von E. von Barfus. Mit Illustr. von A. v. Köhler. — Friedrich Wilhelm, der erste Kronprinz in Preußen. Von Werner Habn. Mit Illustr. von H. Knödel. — Wie Kameke in England aufgenommen wurde. Ein weiteres Märchen aus dem Englischen. Mit Zeichn. von Fedor Hüniger. — Mönchgut auf Kägen. Mit Illustr. von Johannes Gehris. — Häusliche Kunstarbeiten. Von Anna Kränkel. Mit Illustr. von Fedor Hüniger. — Etwas vom Seehunde. — Amandmandeln, Kästgel etc.